Die Welt am Sonntag

Illustrierte Familienzeitschrift.

Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.



Fröhliche Weihnachten!

Bielitz, 25. Dezember 1927. **Preis Zł. 1.—.**

1. Jänner 1928: **Neujahrsnummer**

Redaktionsschluss Mittwoch 28. Dezember.)

Die Sondernummer Bromberg erscheint nach Neujahr.

Bezugspreise:

monatl. Zł. 4.—, öst. Sch. 3.20, Tschech. K. 16.—, R. M. 2.—, D. G. 2.50, Lei 75.—
viertelj. „ 12.—, „ 9.60, „ 48.—, „ 6.—, „ 7,50, Lei 225.—
Einzelpreis Zł. 1.—, D. G. 0.60, Lei 18,—

Neuabonnenten werden die vorhergehenden Ausgaben, so weit der Vorrat reicht, nachgeliefert. Abonnement-Abbestellungen werden nur bis 10. eines jeden Monates zum Monatsende entgegengenommen.

Anzeigentarif:

1/1 Seite 120 Zł., 1/2 Seite 70 Zł., 1/4 Seite 40 Zł., 1/8 Seite 25 Zł., 1 m/m 0·60 Zł. 6 gespalten 0·10 Zł.
Vorderer Anzeigenteil 25%, im Text 50% Aufschlag.

Wiederholungsinserate.

3 mal 5%, 6 mal 10%, 12 mal 15%, 24 mal 30% Rabatt.

Farbendruck: (nur ganze Seiten)

einfärbig bunt 10%, schwarz plus eine bunte Farbe 14%, zwei bunte Farben 20% schwarz plus zwei bunte Farben 25%, drei bunte Farben 35%, schwarz plus drei bunte Farben 40% Aufschlag pro Aufnahme. (Kein Wiederholungsrabatt)

Bankkonto: **Schlesische Eskomptebank, Bielsko. Postsp. Warszawa Nr. 181.178.**



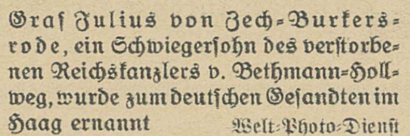
Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Skikjöring

ein in Deutschland noch wenig verbreiteter Wintersport, bei dem sich Skiläufer von einem Reiter ziehen lassen . Sennecke

AK





Graf Julius von Zech-Burkersrode, ein Schwiegersohn des verstorbenen Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg, wurde zum deutschen Gesandten im Haag ernannt Welt-Photo-Dienst



Der neue Schweizer Bundespräsident für das Jahr 1928, Bundesrat Dr. Edmund Schulthess, der uns Deutschen durch seine Tätigkeit in der Oberschlesien-Kommission bekannt ist Atlantic



Der litauische Staatspräsident Woldemaras, der sein Land in dem Konflikt mit Polen vor dem Völkerbundrat in Genf mit außerordentlicher Energie vertrat (Vergl. auch die Karte unten)



Zum Bischof von Regensburg wurde Dr. Buchberger, der Weihbischof der Erzdiözese München-Freising, ernannt. Er ist gebürtig aus Jettendorf in Oberbayern Kester & Co.

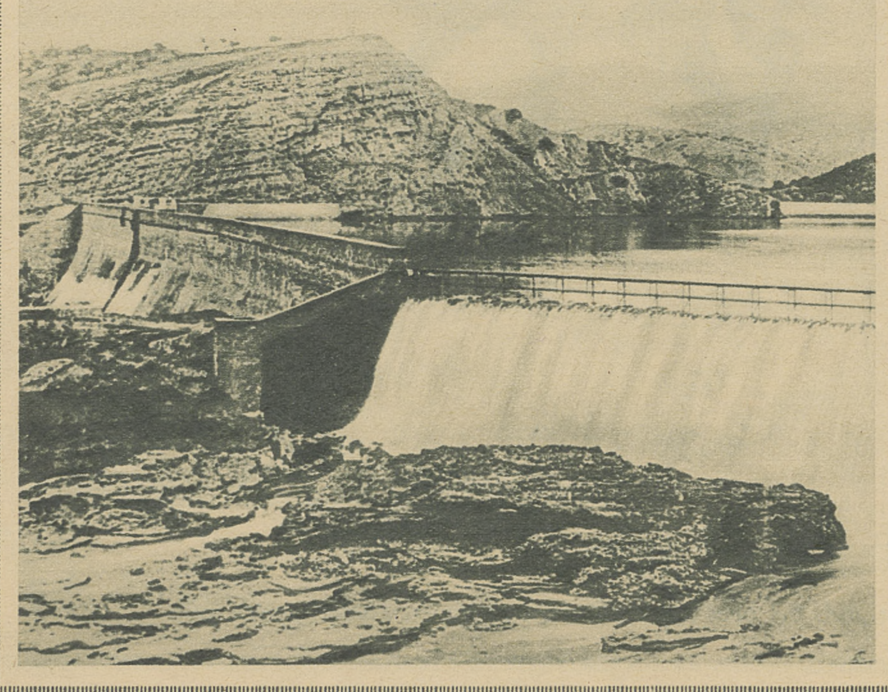
[redacted]

REVAL
ESTLD.
PETE
RIGA
LIBAU
LETTLAND
Ostsee
MEMEL
LITAUEN
TILSIT
KÖNIGSB.
INSTBG.
DANZIG
MARIENBG.
OSTPREUSSEN
KOWNO
WILNA
RU
STETTIN
RLIN
THORN
GRODNO
BIALYSTOCK
POSEN
WARSCHAU
LODZ



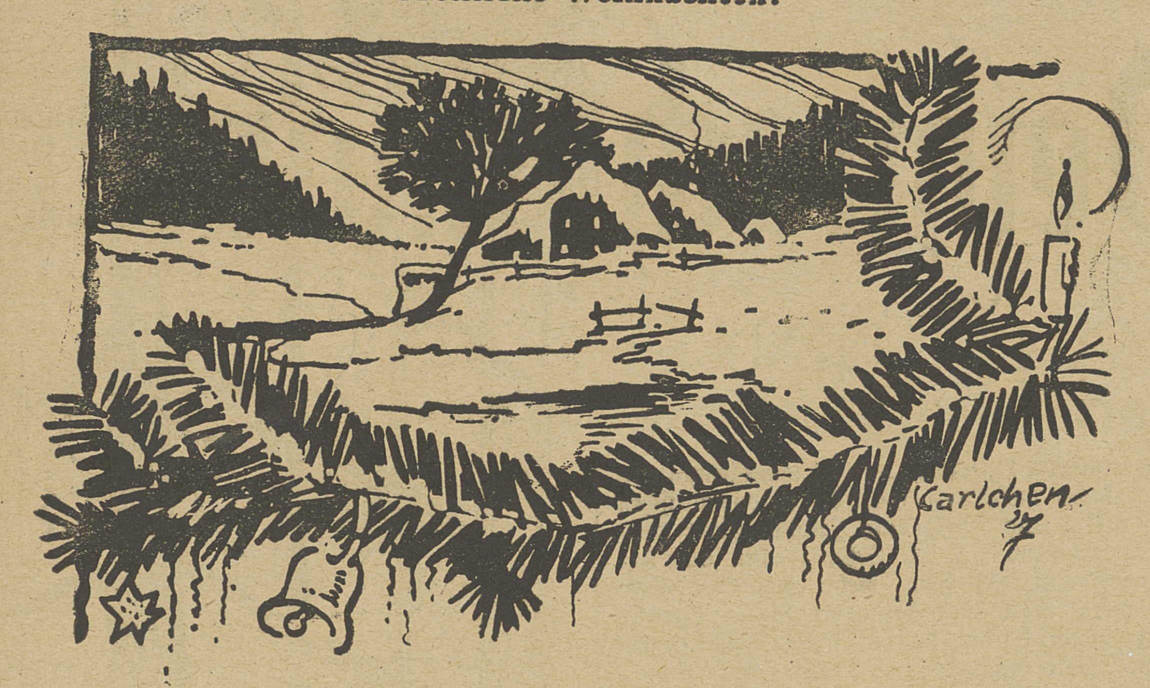
Der während eines Erholungsaufenthaltes in der heute jugoslawischen Stadt Ragusa verstorbene General Weitz wurde unter offizieller Beteiligung der dortigen Behörden und des jugoslawischen Offizierkorps mit militärischen Ehren beigesetzt S. B. D.

Ein schweres Überschwemmungsunglück ereignete sich in Algier. Infolge des Bruches der großen Talsperre im Péregeauxfluß (unten) ergoß sich die aufgestaute Wasserflut, vermengt mit Schlamm und Steinblöcken, auf die unglückliche Stadt Mostaganem (unten rechts) und richtete hier große Verwüstungen an S. B. D., Atlantic





Fröhliche Weihnachten!



Weihnachten.

Nun hallt die Welt voll süßer Klänge,
Voll Hirtenflöten und Schalmeien,
Der Engel fromme Lobgesänge,
Helltönig mischen sie sich ein.
Hernieder in ein lauschend Land,
Hernieder in ein lausend Land,
Und traulich vor die kalte Ferne
Ist heil'ges Dunkel ausgespannt.

Aus weiten, die in Nacht versunken,
Drängt stumm des Waldes scheu Getier,
Es ruh'n um **eines** Lichtes Funken
Die Lämmer bei erlosch'ner Gier.
Der Fluch fällt machtlos von der Lippe,
Des Hasses Blüte wurde welk,
Ein Rosenbaum umglüht die Krippe,
Und Frühlingswind streicht durchs Gebälk.

O Wundernacht der ew'gen Wonne,
Dein holder Zauber spinnt uns ein!
O Gotteskind, du Liebessonne,
Wie wärmt dein Himmelsgnadenschein!
Wir neigen selig uns zur Erde,
Von deinem reichen Glanz durchhellt:
In unser Leid tönt neu dein „Werde"!
Und jubelnd zieht es durch die Welt.

Carl Robert Schmidt.

Der Weihnachtsbaum.

Kulturgeschichtliche Betrachtungen von Hans Gäfgen.

Es fällt uns heute, wo das Weihnachtsfest völlig unter der Herrschaft des Christbaumes steht, schwer, daran zu glauben, daß die Sitte, geschmückte Tannen am Heiligen Abend in den Stuben aufzustellen, noch sehr jung ist und in ihren Ursprüngen nur wenige Jahrhunderte zurückreicht. — Und doch ist dem so. Während man bis zum Ende des 16. Jahrhunderts am 24. Dezember blühende Büsche und Sträucher zum Schmücken der Weihnachtskammer verwandte, wird uns von der Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert zum ersten Male über den Christbaum berichtet, und zwar in einem Büchlein, betitelt „Memorabilia quedam Argentorati observata", das deutsche geschrieben ist und von einem unbekannten Verfasser stammt; „Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran henckelt man rossen auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten. Zischgolt, Zucker etc." Der ebenfalls zu Straßburg lebende Theologe Johann Konrad Dannhauer schreibt dann in einem Werke, das 1642—46 erschien und 1657 eine Neuauflage erlebte, über die Weihnachtsfeier: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnacht- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel..." Allmählich werden nun die bislang üblichen Weihnachtsumzüge von der neuen Sitte, das Fest mehr im häuslichen Kreise unter der Tanne zu feiern, abgelöst. Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts finden wir den Weihnachtsbaum häufiger in der Literatur erwähnt, so bei Jung-Stilling, der in seinem „Heimweh" wohl Jugenderinnerungen verwertet: „Mir wars bei diesen Worten zu Mut als wie einem Kinde bei den apokryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste: es ahnet etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Konfekt geführt wird." Aus dieser Aeußerung des Dichters, der 1740 im Nassauischen geboren wurde, dürfen wir wohl schließen, daß dort schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Sitte des kerzenbesteckten Tannenbaumes üblich war.

Unter dem Weihnachtsbaum.



Goethe war es dann, der in rechter Erkenntnis der Gemütswerte der neuen Gepflogenheit sie eigentlich in die deutsche Literatur einführte, und zwar in seinem „Werther." Der Dichter hatte die Weihnachtstanne wohl zuerst in Leipzig bei einer Christfeier im Hause des Kupferstechers Stock kennen und lieben gelernt. In „Kunst und Leben aus Friedrichs Försters Nachlaß" finden wir recht heitere Aufzeichnungen der Frau Apellationsgerichtsrat Körner über diese Weihnachtsfeier. Dabei stand Goethe allerdings noch stark unter dem Einfluß seines jugendlichen Temperaments und gab sich ausgelassener Fröhlichkeit hin, selbst als das Windspiel des Herrn Stock das zuckerne Christkindlein aus der Krippe holte und es aufknabberte. — „Worüber", wie die gestrenge Frau Apellationsgerichtsrat bemerkt, „Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Tränen zerflossen."

Schiller liebte gleichfalls den Weihnachtsbaum sehr; in seinen Werken hat er ihn nie erwähnt, aber in einem Schreiben an Lotte aus dem Jahre 1789 heißt es: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar... Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbach'schen komme." Er hatte nämlich der Familie Griesbach zu Jena, die ihn zur Weihnachtsfeier unter der Tanne eingeladen hatte, der Verlobten zuliebe eine Absage geschickt.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert beginnt die bisher nur da und dort anzutreffende Sitte, das Christfest unter dem Weihnachtsbaum zu feiern, zum Allgemeingut des Volkes zu werden. Während man bislang vom „Lebensbaum", „aufgeputzten oder grünen Baum" zu reden pflegte, bürgern sich nun die Bezeichnungen „Weihnachts-, Lichter- und Christbaum" rasch überall ein. Wieder ist es ein literarischer Kreis, in dessen Mittelpunkt der eigentliche Weihnachtsbaum zuerst erscheint. In Wandsbek im Hause des Matthias Claudius weilte 1796 der nachmalige Schwiegersohn des „Wandsbeker Boten", Friedrich Perthes, und holte, wie die Chronik berichtet, einen besonders kunstvoll vergoldeten Apfel „mit halsbrecherischer Kunst" aus dem Gipfel des „Weihnachtsbaumes", um die Frucht seiner geliebten Karoline als Gabe darzubringen. Hebel in seinen „Alemannischen Gedichten" sprach in „Die Mutter am Christabend" vom Weihnachtsbaum und trug so auch ein Teil zur weiteren Ausbreitung der schönen Sitte bei. Es heißt dort:

Des Dichters Weihnachtsfeier.



Weihnachtslicht.

In Weihnacht wird es draußen stiller,
Die Felder dämmern frühe ein;
Vom blanken Weiher hallt ein schriller
Eisvogelruf durch leises Schnei'n.

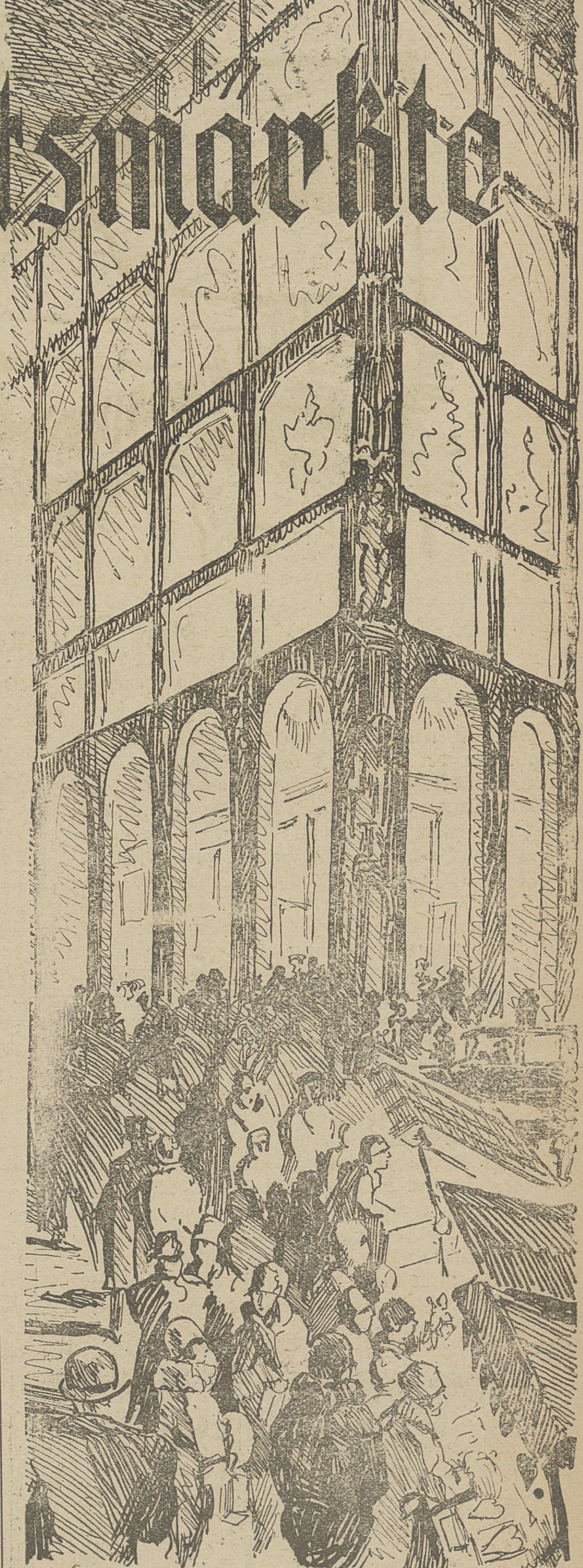
Der weiche Schnee dämpft Wort und Schritte
Der Menschen, die 's nach Hause treibt.
Die Stube wird nun Welt und Mitte,
Die immer wärmt und Heimat bleibt.

Es naht des Jahres tiefste Stunde....
Die Lichter brennen schon am Baum,
Ein Weihnachtslied aus Kindermunde
Schlingt Silberfäden durch den Raum,

Verknüpft die Erde und die Sterne
Mit Schnüren, zart wie Filigran,
Holt Licht aus unbegrenzter Ferne
In Augen, die schon tief ins Graue sah'n.

Deutsche Weihnachtsmärkte

von
HANS HYAN.
Bilder: E. Bindewald d. J.



Weihnachten... Fest der Kinderfreude und der Versöhnung. Es wird wohl wenig deutsche Menschen geben, die beim Anblick des Lichterbaumes nicht mit Wehmut ihrer Jugend gedenken. Die moderne Zeit hat viel von dieser Poesie und von dem Zauber der Weihnachtsklänge fortgewischt. Vielleicht fehlt uns Heutigen auch die Ruhe, und Sammlung, um diese Stunden so zu durchleben, wie wir sie einst empfanden. Aber auch das Bild der Städte mit ihrem rasenden Verkehr, ihren funkelnden Lichtreklamen und ihrem tollen Wirrwarr ist jener an ein Märchen gemahnenden Einrichtung nicht günstig.

Der größte deutsche Weihnachtsmarkt fand zweifellos bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin statt. Um das Berliner Schloß herum baute sich da mit Zauberschnelle die Buden- und Zeltstadt auf. Wirk- und Strumpfwaren, Haushaltungsgegenstände aller Art, Stoffe und Kleider und die berühmten „Kalauer", worunter man aber nicht Witze, sondern eine Sorte derber Stiefel verstand, die in Kalau gefertigt wurden, und vor allen Dingen Pfefferkuchenbuden. Mit der Berliner Spezialität, dem „Steinpflaster". Schaubuden, wie sie sonst auf den Jahrmärkten zu sehen waren, gab es hier kaum. Aber es herrschte ein unbeschreiblicher Radau. Waldteufel brummten, Knarren knarrten, Blechflöten quietschten und dazwischen das Geschrei der Jungen: „'n Sechser der Hampelmann! 'n Groschen die laufende Maus!" und „Vorne nickt er, hinten pickt er, ein Groschen der schöne Weihnachtsvogel!" Dazu eine nebelige Kälte, Tannenduft und der scharfe Geruch in Schmalz gebackener Pfannkuchen, der nachtdunkle Himmel darüber und eine Menschenfülle zwischen den Budenreihen, als wäre die ganze Stadt auf den Beinen. Friedrich Wilhelm III. pflegte sich hier mit Luise v. Preußen zu zeigen und, von den Berlinern umjubelt, kleine Einkäufe zu machen. — Und Wilhelm I. übernahm von seinem Vater diesen hübschen Brauch. Als sich dann unter der Regierung Wilhelm II. Berlin im Geschwindtempo entwickelte, als es mehr und mehr seinen romantischen Zauber verlor und Welt- und Industriestadt wurde, da verschwand mit der Schloßfreiheit auch der Weihnachtsmarkt. Er ging mehr nach der Gertraudtenstraße zurück und besonders in der Gegend der Frankfurter Straße hält er sich in bescheidenem Umfange heute noch.

Derartige Weihnachtsmärkte gab es in größerem und geringerem Umfang in allen deutschen Großstädten. Ihren Ursprung hatten sie wohl, ebenso wie jeder Wochen- und Jahrmarkt, in dem Umstand, daß die verschiedenen Orte darauf angewiesen waren, ihre Waren gegenseitig auszutauschen. Der Handel war bei der geringen Anzahl der Verkaufsgeschäfte mit Schwierigkeiten verknüpft. Auf den Märkten konnte man alles kaufen, was sonst in den Städten nicht zu haben war. Und besonders zu Weihnachten hatte jeder Bedarf nach außergewöhnlichen Gegenständen und Geschenken. Hier und da siedelten sich bei dieser Gelegenheit auch Schaubuden an. So wurde zum Beispiel der „Hamburger Dom" allmählich zu einer Veranstaltung, die überhaupt vom Warenverkauf absah. Zu kaufen gab und gibt es dort nur Eßwaren, insbesondere Pfefferkuchen und Würstchen. Selbstverständlich auch Getränke. Im übrigen ist alles auf eine Schau im größten Stil zugeschnitten. Zu vergleichen ist der „Dom" etwa mit dem Münchner Oktoberfest. Aber er wirkt dadurch, daß er sich über das ganze Heilige-Geist-Feld hinzieht, unendlich viel großartiger. So unter dem Sternenhimmel bei klarem Frost oder dem in Hamburg häufigeren Nebel, holt der Hanseate aus dieser Sache eine Stimmung heraus, die man dem schwerfälligen Menschen von der Wasserkante gar nicht zutraut.

Was sich nur erdenken läßt an Vergnügungsmaschinerie, das ist hier versammelt. Und vor allen Dingen sind alle diese Zelte und Buden mit einem elektrischen Lichterglanz überschüttet, der etwas Fabelhaftes hat. Daß man auf der Luftschaukel jauchzend in den Nachthimmel fliegt, ist nichts Neues. Das dickste Mädchen der Welt, angeblich fünfhundert Pfund schwer, und das jüngste von sieben Geschwistern, die alle noch mehr wiegen; der Hautmensch, der man doppelt einwickeln kann in seine eigene Pelle, goldblonde Odalisken in verräterischen Seidenfahnen, das sind ja die bekannten Ingredienzien, eines jeden Rummelplatzes. Aber hier gibt's mehr und Ungewöhnlicheres zu sehen. Daß man auf einem eisernen See elektrisch herumrudern kann, war auch schon da. Aber das Neueste vom Neuen ist das rollende Faß, was beonders dann interessant wird, wenn auch die Damen ins Rollen kommen. Und die allerletzte Sensation heißt der „Störrische Esel", ein hölzernes Auto mit einem Eselskopf, das in der Vorwärtsbewegung wie jenes Grautier nach hinten austeilt und die Insassen durcheinanderwirbelt.

Es ist vielleicht ein Zeichen der Zeit, daß die Jugend von heutzutage ebenso wie auch die Erwachsenen diese Art Vergnügen dem stillen Zauber der ehemaligen Weihnachtsmärkte vorziehen; es ist die Mechanisierung des öffentlichen Lebens, die so stark auf den einzelnen einwirkt, daß er gar nicht mehr die Sammlung aufbringt, und die Beschaulichkeit, ohne die das Dasein in früherer Zeit undenkbar gewesen wäre. Aber es hat keinen Zweck, dem Vergangenen nachzutrauern, oder gar die alten Zeiten wieder aufleben lassen zu wollen. —

Das beste Geschäft auf dem Weihnachtsmarkt macht der Händler, der sich auf der Leipziger Messe das neueste und billigste Spielzeug gesichert hat.

Und heute?
Gegen die Konkurrenz des lichtdurchfluteten Warenhauses vermag sich der anspruchslosere Weihnachtsmarkt nur schwer zu behaupten.

Heute mehr als je vollzieht sich alles, was ist und geschieht, aus wirtschaftlichen Gründen. Dadurch erklärt es sich, daß die Weihnachtsmärkte als Kauf- und Verkaufsgelegenheit sehr an Zugkraft eingebüßt haben. Selbst an kleineren Orten existieren heute schon recht umfangreiche Warenhäuser und sogar Spezialgeschäfte, die den Markt als Verkaufsort überflüssig machen; es sei denn, daß es sich um den Vertrieb von Lebensmitteln aller Art handelt. Aber wenn die Weihnachtsmärkte auch immer mehr zurückgehen, so scheint ihr Ersatz, der große Schaumarkt, sich die Gunst der Masse bewahrt zu haben. In gewisser Weise lebt ja auch der Markt weiter, nämlich in Form der Messe, wie sie in Leipzig zu den verschiedensten Zeiten abgehalten und von den Gewerbetreibenden auf

das lebhafteste frequentiert wird. Hier haben sich ungeahnte Geschäftsmöglichkeiten entwickelt.

Von den Märkten in jeder Form lebt heute eine überraschend große Menge von Menschen. — Man wird die Zahl der Schausteller, die regelmäßig die Märkte beziehen, auf dreitausend veranschlagen dürfen. Aber die Zahl derer, die diese Tätigkeit im Nebenberuf betreiben, ist unendlich viel größer. Und bei den dreitausend sind nur die Leiter resp. die Besitzer der einzelnen Schaubuden gerechnet. Bedenkt man, daß schon ein kleineres Unternehmen an Familienmitgliedern und Angestellten zehn bis fünfzehn Personen mit sich führt, daß es aber Geschäfte gibt, die Hunderte von Menschen beschäftigen, so vervielfacht sich die an sich bescheidene Zahl von dreitausend. Hierbei ist aber nur die Rede von Vergnügungsschaustellern und Artisten. An Artisten gibt es in Deutschland gegenwärtig vielleicht 8000 vollberuflich tätige Leute. Natürlich sind sie nicht alle auf Märkten tätig, aber sie stellen doch ein bedeutendes Kontingent zur Gesamtzahl der Schausteller. Nun kommt aber außerdem für die Märkte die große Menge der Wandergewerbetreibenden in Frage, der Händler und Hausierer. Insgesamt verdanken also nennenswerte Teile der Bevölkerung den Märkten ihre Existenz.

Wenn immer wieder Stimmen erklingen, die diese Art von Volksbelustigungen als geschmackverderbend und entsittlichend darstellen, so sollte man aber nicht nur ihres volkswirtschaftlichen Wertes gedenken, sondern auch nicht vergessen, daß sie in die Nüchternheit des Alltagslebens bunte, lustige Farben mischen und daß deshalb der romantische Zauber der Märkte trotz ihrer neuzeitlichen Veränderung fortbesteht.



So war es einst: In den engen Zeltstraßen des Weihnachtsmarktes, auf dem alle Bevölkerungsschichten ihre Einkäufe tätigten, drängte sich eine festlich gestimmte Menge.

Aepfel und Nüsse als Weihnachtssymbol.

Von Albert Schweitzer (Berlin).

Seit undenklichen Zeiten pflegen Aepfel und Nüsse den Hauptschmuck des lichterhellten harzduftenden Weihnachtsbaumes zu bilden. Die Sitte, Aepfel und Nüsse in engste Verbindung mit dem Weihnachtsfest zu bringen, stammt aus zwei sehr verschiedenen, von einander weit entfernten Quellen. In der altchristlichen Poesie des Orients wurde Maria als blühendes „Reis von Jesse“ besungen, ihr göttlicher Sohn aber als duftende Mandelblüte, als der süße Mandelkern oder die Nuß des Muskatbaumes. Nach einer tiefsinnigen, alten Legende bestattete Joseph von Arimathia Jesum gerade über der Stelle, wo einst der sündige Urvater der Menschheit seine letzte Ruhestätte fand und sein Sohn Seth, auf des Herrgotts Gebot, einen Zweig des verhängnisvollen Apfelbaumes aus dem Paradiese pflanzte. Nach der Sage soll dieser Zweig zu einem mächtigen Baum geworden sein, aus dessen Holz fünf Jahrtausende später das Kreuz Christi gezimmert wurde. Mitten im Paradiese stand der Apfelbaum, von dem alles Unglück für die Menschheit ausgegangen ist, da Eva den Apfel brach. In der christlichen Symbolik wird der Apfel zum Zeichen lockender Verführung. Aber zugleich verkörpert sich in ihm auch die Sehnsucht nach dem ewigen Glück, das durch die Sünden der Menschen verloren ging und durch das Leiden Christi wieder erlangt wurde. Denn neben dem Apfelbaum des Paradieses steht trostvoll aufgerichtet das Kreuz von Golgatha. So darf der Weihnachtsbaum bei der Geburt des Erlösers seine schimmernden Aepfel über die Welt leuchten lassen, denn sie haben nun das Dämonische der Verlockung verloren und künden die fröhliche Botschaft vom Frieden auf Erden. Besonders auf deutschen Bildern trägt das Jesukindlein häufig einen Apfel, als Zeichen seiner Herrschgewalt und zugleich als Trost für alle, die an Adams Missetat erinnert werden. In dem „Apfelkreuz“, das an den vier Enden Aepfel trug, erscheint die sinnfälligste Verbindung von Paradiesbaum und Kreuzesstamm.

Aber auch in der Symbolik des altgermanischen Heidentums begegnen wir dem Apfel und der Nuß. Goldene Aepfel blühten in Iduns Garten, sie liehen den Göttern Jugend und Glanz. Einst, so erzählt die Edda, hatte der Riese Thiasi den bösen Loki zu fangen gewußt und nur unter der Bedingung wieder frei gegeben, daß er ihm Idun mit ihren verjüngenden Aepfeln verschaffe. Durch List gelang es Loki, Idun aus der Götterburg Asgard hinauszulocken und in die Gewalt des Riesen zu bringen. Durch Iduns Verschwinden wurden die Asen alt und grau und welkten dahin. Thor zwang Loki, Idun wieder herbeizuschaffen. Loki nahm das Falkengewand Freias und flog nordwärts nach Jötunheim zu des Riesen Thiasi Haus. Dieser war gerade aufs Meer hinausgefahren und hatte Idun allein gelassen. Loki verwandelte sich schnell in eine Nuß, nahm sie in seine Klauen und flog durch die Lüfte dahin. Als der Riese zurückkehrte, warf er sich in sein Adlerhemd und jagte den Flüchtigen nach. Diese entkamen glücklich nach der Götterburg, während Thiasi sich die Flügel an einem von den Asen errichteten und entzündeten Holzstoß

verbrannte, gefangen und getötet wurde. Daß mit dem Raub der Aepfel das Hinwelken der Natur und mit dem Altern der Lichtgötter die Urkraft der winterlichen Sonne symbolisiert wird, geht aus zahlreichen ähnlichen Mythen hervor.

An dem uralten Weltbaum der Germanen, der bald als riesige Esche, bald als Apfelbaum gedacht wurde, sind die Früchte die leuchtenden Himmelsgestirne, die jeden Morgen und jede Nacht frisch reifend als goldene Aepfel und Nüsse hervortreten. Wenn man auch unseren Weihnachtsbaum wohl nicht aus germanischer Heidenzeit herleiten darf, so hängen doch die Vorstellungen vom strahlenden Lichterbaum aufs engste mit dem Baumkultus unserer Vorfahren zusammen. Begrüßte man am Julfest, das zeitlich mit unserem Weihnachtsbaum zusammenfällt, die Wiedergeburt der Sonne nach langer Winternacht, so ist uns auch der Weihnachtsbaum ein Sinnbild der erwachenden Natur, eine Frühlingsbotschaft in Schnee und Eis. Auch die in germanischen Ländern immer wiederkehrende Sage vom Apfelschuß ist symbolisch als die Verjüngung und Leben spendende Frucht zu deuten. Der Vater, der den Apfel als den Stellvertreter des Sohnes trifft, tötet eigentlich sich selbst, nicht um zu sterben, sondern, um von neuem zu leben.

Aepfel und Nüsse waren Geschenke Wotans bei dem großen germanischen Winterschmaus; die christlichen Nachfolger des Göttervaters, der heilige Nikolaus und der gute Martin, haben diese Gaben übernommen und spenden sie reichlich den artigen Kindern. So ist das Vergolden und Versilbern der Nüsse und Aepfel der Abglanz uralter religiöser und mythischer Vorstellungen. Der Goldschmuck des Baumes soll das goldene Licht der Sonne andeuten, die jetzt wieder zu neuer Kraft und Schönheit erwacht. Die versilberten Früchte sind ein Symbol des blassen Mondscheins, und in der ganzen Sitte schimmert zugleich eine selige Paradies-Hoffnung durch; goldene Aepfel und Nüsse als Sinnbilder der Unsterblichkeit und der Auferstehung.

Das schönste Weihnachtsgeschenk.

„Einmal werden wir noch wach, heißa, dann ist Weihnachtstag!" sang eine helle Mädchenstimme durch das Haus. Dann polterten flinke Füße treppauf, um dann doch erst noch einen Augenblick vor der Kinderstubentür stehen zu bleiben. So durfte man nicht zum kranken Bruder kommen, so stürmisch, das wußte die Liesi wohl. Dann öffnete sie die Tür. Der Bruder war allein. Er saß in seinem Bette, um ihn her allerhand Handwerkszeug und neben ihm auf einem Tischchen standen die fertigen Weihnachtsgeschenke für die Eltern, die Geschwister, für die treue Pflegerin. Zartfeine, kleine Wunderwerke waren es, meist aus Wachs geknetet und modelliert, Schiffchen mit fadendünnen Tauen, mit Segeln und Masten, alles aus dem hellgelben Wachs sauber und fein gedreht. Für den kleinen Bruder einen Reiter zu Pferd, für die Schwester Früchte und Gemüse, die er auch farbig getönt hatte, für den Aeltesten, den Georg, einen fein ziselierten Helm. Liesi stand bewundernd vor den kleinen Kunstwerken. War er nicht ein kleiner Künstler, ihr Bruder Albrecht?... (und er ist auch später ein Bildhauer geworden). Ach, und doch war's schöner, als er noch mit ihr spielen und herumlaufen konnte!! Zart war der feine, liebenswürdige Knabe ja immer gewesen. Aber doch gesund und fröhlich. Da war im Sommer das böse Scharlachfieber gekommen. Aber das, was bei dem gesunden Mädchen ohne schlimme Folgen vorüberging, wurde bei dem zarten, achtjährigen Jungen ein böses Nierenleiden. Zweimal hatten sie den lieben Bruder schon fast verloren gegeben. Er überwand die Krisis. Aber er mußte still liegen, nun schon seit einem halben Jahr. Das geduldige, immer liebenswürdige Kind wuchs nur immer mehr noch in die Herzen aller Hausgenossen hinein. Jeder hätte ihm so gern eine Freude gemacht! Und er dachte nur daran, die Anderen zu erfreuen!

Nun kam Weihnachten! Immer war er vertröstet worden: „Liege ja nur recht still, dann kannst du Weihnachten aufstehen!" Und jetzt hatte der Doktor wieder nur gesagt: „Liegen bleiben! Ruhig liegen!" Und der Heilige Abend kam. — Unten in Vaters Zimmer brannte der große Lichterbaum wie alle Jahre. Erst waren die Dorfleute gekommen, die ganzen Familien mit ihren Kindern. Sie erhielten ihre Bescherung, auch wie alle Jahre. Dann packten die Dorfkinder ihre Spielsachen ein, erhielten jedes noch eine große Tüte mit Aepfeln, Nüssen und Zuckerwerk. Sie machten ihren Knix „Ik bedank' mi ock", gaben der Gutsherrschaft die Hand und zogen beseligt ab. Alles wie immer! Da war auch der Aelteste aus der Pension gekommen, und gebührend von den Kleineren bewundert, und das kleinste Brüderchen jauchzte den Lichtern entgegen. Und doch... einer fehlte, der Albrecht, Liesis Lieblingsbruder und ihr früher unzertrennlicher Gefährte. Und Fräulein Klara, die langjährige Erzieherin. Die saß oben bei einem kleinen Bäumchen, bei ihrem Jungen, denn die Mutter konnte bei der Leutebescherung nicht fehlen. Albrecht wußte das wohl und war ruhig und vernünftig. Aber ein bißchen Wehmut stand in den blauen Kinderaugen, und in dem schmalen Gesichtchen zuckte es.

„Stille Nacht, heilige Nacht."



Ach, und die Mutter selbst? Wie weh ihr das Herz tat! Sie würde ja jetzt nach oben gehen und doch! — Da beugte sie sich zum Vater. „Wie wär's, wenn du ihn herunterholtest?" — Vater war ganz erschrocken: „Das geht doch nicht!" „Doch, wenn du ihn trägst! Er ist ja leicht wie eine Feder", ein wehmütiges Lächeln zuckte um ihren Mund. „Wir packen ihn warm ein, und tragen ihn nachher gleich wieder nach oben." — „Wenn du die Verantwortung übernimmst?" — Mutter atmete tief auf — — „Ja". Nun war ein großer weicher Lehnstuhl in die Nähe des Baumes geschoben, Kissen und Decken bereit gelegt, und dann trug der Vater den kranken Knaben, der wirklich, ach, so leicht wie eine Feder geworden war, die Treppe herunter. Fräulein Klara folgte mit seinen Geschenken für alle. Unten empfing ihn Mutterchen und setzte ihr geliebtes Jungchen in dem bequemen Stuhl zurecht. Albrecht hielt ihre Hand ganz fest, und dabei blickten seine strahlenden Augen unverwandt in die Lichtflut am Christbaum. Unverwandt so, als hätte er noch nie einen Weihnachtsbaum gesehen.

Seine Geschenke trug man ihm herbei und breitete sie vor ihm aus. Er sah sie kaum. Nur immer, immer blickte er zu dem Baum auf, und dann sah er im Zimmer umher. Wie lange war er nicht hier gewesen! Da sagte Fräulein Klara: „Liesi, du solltest doch singen!" Das Mädelchen mit den langen blonden Zöpfen faltete andächtig die Hände. Dann setzte sie ein:

„Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,
Wie glänzt er festlich, lieb und mild.."

Sie hatte die Verse auch für die Eltern hübsch sauber auf einen großen Bogen geschrieben. Auf einmal fiel zaghaft, aber klar des Bruders Stimme ein:

„Als sprach' er: wollt in mir erkennen
Getreuer Hoffnung stilles Bild..."

Vater und Mutter standen Hand in Hand, ihre Augen glänzten feucht, und ihre Blicke hingen an dem blonden Knaben, der so still beglückt in seinen Kissen saß und sang. Jetzt erst war es wirklich Weihnachten! Jetzt war ihnen ihr liebes Kind erst wirklich neu geschenkt. Daß es zwischen ihnen hier sein durfte, das war das schönste Weihnachtsgeschenk!

Der Weihnachtsbaum.

Fortsetzung von Seite 565.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof:
Du lieber Engel, was i bitt
By Lib und Lebe: verwach mer nit,
Gott gunnt's me'm Chind im Schlof!
Verwach mer nit, verwach mer nit!
Die Mueter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Muttersinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.
Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebchuecha-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blüemli weiß und rot und gehl,
Vom allerfinste Zuckermehl.

Wo die Tanne selten auftrat, findet sich wohl auch die Pyramide, ein mit Kerzen bestecktes und geschmücktes Holzgestell, das vor allem in Berlin des Biedermeier weit verbreitet war. In Tieds Novelle „Weihnachtsabend" taucht die Weihnachtspyramide zuerst in der Literatur auf. Die Sitte, an Stelle des Tannenbaumes die Pyramide zu verwenden, soll übrigens noch heute nicht völlig ausgestorben und im Erzgebirge, obwohl dort kein Mangel an Wäldern besteht, da und dort anzutreffen sein, wie denn überhaupt Sachsen von jeher die Weihnachtspyramide neben dem Christbaum schätzte.

In Niederdeutschland war der Christbaum noch um 1850 wenig bekannt. Auch Altbayern kannte diese Sitte damals nur in den Kreisen des Adels und der wohlhabenden Bürger, welche die Gepflogenheit, Kerzenbäume anzuzünden, von der Gattin Ludwigs I., der Königin Karoline, erlernt hatten. Um 1880 war der Lichterbaum in Kärnten noch völlig unbekannt; das Elsaß kannte ihn 1850 allgemein, während Württemberg erst zwei Jahrzehnte später mit dem Brauch vertraut wurde. Aus Hanau wird eine starke Verbreitung des Weihnachtsbaumes schon aus dem Jahre 1810 berichtet, nach Danzig brachten ihn 1815 preußische Beamte und Offiziere. Zu gleicher Zeit fand er im Münsterland Eingang. Charakteristisch ist, daß stets zuerst die Städte den neuen Brauch aufnahmen und das Land ihnen erst später nachfolgte. — Die Sitte, am Heiligen Abend einen Tannenbaum anzuzünden, ist keineswegs auf Deutschland beschränkt; schon um 1800 kannte man den Brauch in einigen Teilen Schwedens. Andersen spricht in seinen Märchen von dem „großen Tannenbaum". In Böhmen pflegte man, wie Reinsberg-Düringsfeld berichtet, den Weihnachtsbaum auf den Eßtisch zu stellen und vor und nach den weihnachtlichen Mahlzeiten Gebete zu sprechen. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bürgerte sich die Sitte des Lichterbaums auch in Frankreich und England ein; in London wurde der Baum vor allem seit der Vermählung der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg heimisch. In den großen Städten Irlands und Schottlands fand die Gepflogenheit, zu Weihnachten mit Kerzen besteckte Bäume aufzustellen, zunächst durch deutsche Familien Eingang, um dann später auch von der einheimischen Bevölkerung gern übernommen zu werden. Auch Italien, Holland, Rußland (besonders die großen Städte) und nicht zuletzt Nordamerika, kennen heute den Weihnachtsbaum, der für alle stillen, innerlichen Menschen den Mittelpunkt einer rechten, frohen Weihnachtsfeier bildet.

Weihnachtsfahrt

Novelle von

Werner Scheff

Klaus stand vor dem hellerleuchteten Hotel in Klosters und starrte zu den Schweizer Bergen empor. Zuerst war er wie vor den Kopf geschlagen und die energische Stimme seines Vaters klang wie eine fern vertönende Glocke in seinen Ohren nach. Gleich darauf zuckte die Entrüstung in ihm hoch.

Also darum! Nun wußte er plötzlich, warum sich die Eltern seiner Weihnachtsreise in die Schweiz so eifrig angeschlossen hatten, und warum Suse mit ihren Angehörigen gleichfalls hier aufgetaucht war. Eine richtiggehende Verlobungsfalle mit gemeinsamen Skitouren, Schlittenausflügen, gemütlichen Stunden am offenen Kamin der Hotelhalle und . . . er, der Esel, hatte es erst aus dem Munde seines Vaters erfahren müssen. Als ob es nicht ganz klar gewesen wäre seit dem Tage, an dem der alte Göhrich mit Frau und Tochter hier seinen Einzug gehalten hatte. Natürlich . . . nun fiel es Klaus wie Schuppen von den Augen. Wie dämlich



hatte er sich benommen, wie gern war er auf alle Vorschläge Suses eingegangen, hatte mit ihr die Berge durchstreift, war ihr in dieser Zeit viel näher getreten und hatte in ihr eine gute, liebe Freundin gesehen. Aber heiraten! Nein, daran dachte er nicht im entferntesten.

Eigentlich hatte Vater recht, wenn er über seine Weigerung böse wurde. Der hatte natürlich geglaubt, es sei alles in bester Ordnung. Daß sein Klaus so einfällig wäre, nichts zu bemerken, nahm er gewiß nicht an. So hielt er die Ueberraschung des Jungen für Trotz, seine halb versteckte Absage für Unart. Doch was sollte Klaus beginnen: er mochte Suse gut leiden, aber zur Frau hatte er sich stets etwas anderes gewünscht, etwas Leichteres, weniger im Alltag Steckendes, seinem Sinn und seinem Geschmack mehr Zusagendes, Eleganteres . . . na, und was so ein Mensch von siebenundzwanzig Jahren noch alles an einem Mädel begehrenswert findet.

Die kalte Nachtluft tat das ihrige, um Klaus zu beruhigen. Nun fing er an, abwägend zu überlegen. Mein Gott, in etwa einer Stunde brannte drinnen der Christbaum und beide Elternpaare und Suse harrten seiner zur Feier, die zugleich das Ende seines Junggesellendaseins bilden sollte. Er aber wollte absolut nicht heiraten. Fiel ihm nicht im Traume ein. Frei wollte er sein, so frei — wie die Berge ringsum, die in den sternklaren Nachthimmel strebten und über die der Wind dieser unvergleichlichen Christnacht hinwegstrich.

Klaus hob die Arme, das Heulen war dem starken Jungen so nahe wie noch nie zuvor. Kämpfe im Westen und im Osten hatte er im großen Kriege ohne Zittern durchgemacht, aber heiraten, verlobt werden an solch einem Abend! Nein, das hielt er nicht aus.

„Ich brenne durch," zuckte es in ihm auf.

Drüben, wo die Station der Rhätischen Bahn lag, brannten Lichter. Klaus warf einen Blick auf seine Armbanduhr: richtig, in zehn Minuten ging der Zug nach Davos. Hinauf auch nach Laret! Warum dachte er gerade daran? Da fiel ihm ein, daß es doch nichts Schöneres geben könnte, als eine Weihnachtsfahrt auf dem Rodel über den einzigartigen Run von Laret. Nun hatte er, was er wollte. Und wenn er vielleicht auch beide Elternpaare und Suse warten ließ, ihm wurde wenigstens Muße, über das Bevorstehende nachzudenken, Entschlüsse zu fassen, oder . . .

Er wandte sich in die Vorhalle zurück, wo die Schlitten standen, wählte einen davon und lief zur Station. Karte gelöst, Schlitten in den Gepäckwagen geworfen, eingestiegen, das war das Werk von Sekunden.

Dann saß er mutterseelenallein in dem Wagen. So behaglich hatte er sich noch selten gefühlt. Als wäre sein Trotz in den letzten Minuten völlig verebbt. Welch eine glorreiche Idee . . . eine Rodelfahrt in der Heiligen Nacht, eine Rodelfahrt noch dazu durch die schönste Landschaft! Mindestens eine Stunde Alleinsein lag vor ihm und das tat ihm wohl.

Nun spürte er, wie sich der Zug in Bewegung setzte. Er machte nicht mehr den Versuch, über sich und Suse nachzudenken, vielmehr starrte er gedankenlos hinaus in die Nacht, die an Klarheit zu gewinnen schien, je höher die Fahrt ging. Den Sternen kam er immer näher und damit der Freiheit, von der er vorhin unten im Tal geträumt hatte.

Nach Minuten war man in Laret. Klaus stieg aus und lief, seinen Schlitten zu holen.

Plötzlich bemerkte er, daß er doch nicht allein war. Eine zweite Person hatte den Zug verlassen. Zuerst glaubte Klaus, es wäre ein gut gewachsener großer Junge, dann aber trat dieses Wesen neben ihn und nun erkannte er ein junges Mädchen. Noch dazu, wie er zu bemerken glaubte, ein ungewöhnlich hübsches Mädel. Es nahm den Rodel, setzte ihn nieder und zog ihn an der Schnur eilig hinüber zur Bobbahn.

Er folgte langsam, bedächtig, in der Erwartung, die junge Dame würde sich sogleich auf die Reise machen. Als er aber den Startplatz erreichte, stand sie dort, ein wenig seitwärts, als wolle sie ihm den Vortritt lassen.

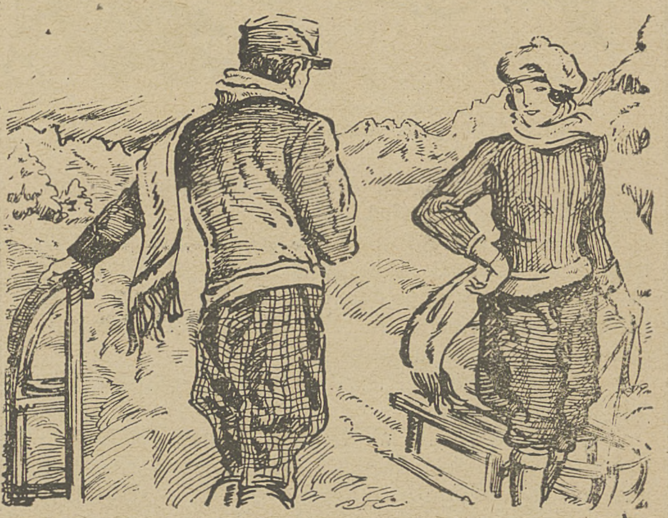
Sie stand nun im vollen Lichte und sogleich wußte Klaus, wen er vor sich hatte. Es gab ihm einen heftigen Stich. Mehrmals schon hatte er sie bewundert, aus der Ferne allerdings nur bewundert denn die stete Gegenwart Suses war ihm natürlich im Anknüpfen neuer Bekanntschaften hinderlich gewesen. Aber das Bild dieses Mädchens hatte er noch klar vor sich, wie sie in ihrer bunten Jacke, orangegelb mit lila Nähten, über die Selfrangaschanze hinabgeglitten war, es fast den Springern gleichtuend, die dort alltäglich übten.

Blond war sie, von einem auffallend hellen Blond. Daran erinnerte sich Klaus ganz genau. Und immer hatte er sie von einem der hiesigen Skilehrer begleitet im Gelände bemerkt.

Er zögerte und starrte sie fragend an. Dann verbeugte er sich leicht. „Bitte, gnädiges Fräulein, ich kann ja warten."

„Nein, bitt' schön, Sie sind der Schnellere, ich tät' Sie nur aufhalten.

Südliches Deutschland, taxierte Klaus den Dialekt. Merkwürdig, ihre Weigerung ärgerte ihn. Er hatte sich nicht auf eine Wettfahrt vorbereitet. Seine Ruhe wollte er haben. Muße, um nachzudenken.



„Ich verspreche, eine Viertelstunde zu warten", sagte er höflich.

Sie zuckte unwillig die Achseln, rückte aber den Schlitten in die Mitte der Bahn, setzte sich auf und . . .

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen etwas Schwung gebe," erbot sich Klaus. Und ohne ihre Einwilligung abzuwarten, schob er sie vorwärts.

Sie verschwand in der Dunkelheit, die die Bäume des Hochwaldes über der Bahn ausbreiteten. Er blieb zurück, tanzte im Schnee auf und nieder und wartete. Gewissenhaft wollte er fünfzehn Minuten verstreichen lassen. Aber merkwürdig, als kaum deren fünf vorbei waren, zog es ihn mit magischer Kraft zu seinem Schlitten hin.

Flugs saß er auf, bobbte sich durch den Schnee bis in die Kehle der Bahn, kam in Bewegung. Ein frischer Luftzug strich dem jungen Mann entgegen. Er atmete. So ohne Lenkung glitt sein Rodel dahin, daß er die Füße vom Boden aufheben und auf die Kufen stellen konnte. Als ginge es auf Schienen hinunter.

Winternacht, Christnacht! Christnacht im Walde! Klaus fühlte sich unbeschwert, wie von Fesseln gelöst. Er war wie berauscht, von Luft, Schnee und leuchtenden Sternen berauscht. Die Stille ringsum schien zu weichen, er glaubte Glocken und Orgeltöne zu hören. Noch nie zuvor war es ihm so zum Bewußtsein gekommen, daß man seinem Gotte am nächsten ist unter dem freien Himmel, der sich über den Bergen spannt.

Wo mochte wohl jetzt die blonde Fremde angelangt sein, der es so gegen jede Verabredung nur einen geringen Vorsprung gelassen hatte? Er half durch Bobben nach. Vor ihm leuchtete eine ihm wohlbekannte Lichtung. Er war auf dem Laret-Run wie zu Hause. Selbst in der Dunkelheit hatte er jede Biegung der Bahn vorausgeahnt, die allerdings bisher fast schnurgerade, durch den Hochwald führte. Später erst, an der Tallehne, kamen die scharfen, überhöhten, durch Vereisung gefestigten Kurven, auf die sich Klaus besonders freute.

Als er über eine Lichtung sauste, hörte er plötzlich vor sich ein leises Rufen. Er konnte noch bremsen; dann sah er vor sich eine Gestalt im tiefen Schnee gebettet liegen.

Die Fremde! Sie ruhte so nur sekundenlang, dann erhob sie sich. Saß mit rückwärts in den Schnee gestemmten Armen und schaute ihn zornig an.

„Sie sind schuld," fing sie an, „ich habe Sie kommen hören und wollte schneller fahren. Darum bin ich gefallen. Sie sind mindestens zehn Minuten zu früh abgegangen, gegen unsere Verabredung zu früh."

Klaus lachte auf. „Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber —"

Er stockte.



„Ihre Uhr geht wohl schlecht?" kam es grollend zurück.

„Nein. Wenn Sie es wissen wollen, also gut, ich wollte Sie einholen."

Es war eine drollige Situation. Sie saß noch immer im Schnee, ganz weiß von dem Fall, der sie tüchtig herumgeschleudert hatte. Klaus aber thronte auf seinem Rodel, ohne sofort hinzuzuspringen und ihr aufzuhelfen.

„Und warum . . . .?" erkundigte sich die Gestürzte gemäßigter.

„Weil . . . . ich ahnte, daß Ihnen etwas passieren würde," log Klaus. „Wie können Sie auch nur auf den Einfall kommen, in dieser Nacht hier allein hinunterzurodeln? Denken Sie nur, wenn ich nicht wäre, um Ihnen zu helfen."

Er reichte ihr die Hand. Sie berührte sie nur flüchtig, während sie sich aufrichtete. Den Schnee von sich schüttelnd, schalt sie weiter. Aber es klang doch viel freundlicher als die Begrüßung.

„Natürlich . . . ich wollte allein sein. Kann man denn ahnen, daß man nirgend allein ist?"

„Bitte . . . wenn Sie wünschen, so . . ."

„Halt . . . erst helfen Sie mir, wieder in Schwung zu kommen," rief sie hastig, „und im übrigen, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich etwas heftig wurde."

„Durchaus nicht . . . erlauben Sie aber, daß ich mich vorstelle!"

Er murmelte seinen Namen, sie murmelte etwas, das einem Namen ähnelte, und so wurden sie bekannt. Allerdings, erst auf Befragen hörte Klaus daß sie Fritzi hieße und eine Wienerin sei.

Er gestand ihr, daß er sie schon mehrmals gesehen hätte, Sie gab zu, ihn ebenfalls bemerkt zu haben. Allerdings mit einer jungen Dame. Da stammelte Klaus etwas von Kusine vor sich hin, aber es kam nicht von Herzen.

Er erinnerte sich plötzlich, daß er auf Freiersfüßen ging. Pfui . . . Und gerade eine halbe Stunde vor seiner Verlobung lernte er diese Fritzi kennen, diese anbetungswürdige . .

„Jesus . . mein Rodel ist hin," meldete da die junge Dame in der orangegelben Sportjacke. „Gebrochen . . . . eine Kufe glatt gebrochen," bestätigte er.

Nun standen sie ratlos. Bis Klaus den richtigen Ausweg fand. Den Schlitten könne man einfach hier liegenlassen. Und im übrigen . . . man konnte recht gut zu zweit auf seinem Gefährt hinunterfahren.

Die blonde Fritzi war einverstanden. „Ich muß Ihnen sehr dankbar sein, Herr . . . Herr Klaus. Was tät' ich nun ohne Sie? Aber sagen Sie nur, wie sind Sie auf den Einfall gekommen, heute nocht zu rodeln? Ich habe mir eingebildet, das wäre etwas ganz Ausgefallenes."

„Ist es auch. Warum aber sollen nicht zwei Leute dieselbe Idee finden? Und ist es nicht wunderschön, Fräulein Fritzi? Sehen Sie sich nur um! Am Tage schon ist es herrlich, noch mehr aber in dieser Christnacht!"

Er fing zu schwärmen an. Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann lachte sie leise vor sich hin.

So standen sie noch eine ganze Weile. Erst als sich Fritzi daran erinnerte, daß sie unten im Tal von ihrer Mutter erwartet wurde, brachen sie auf. Und Klaus war zumute, als habe er etwas versäumt.

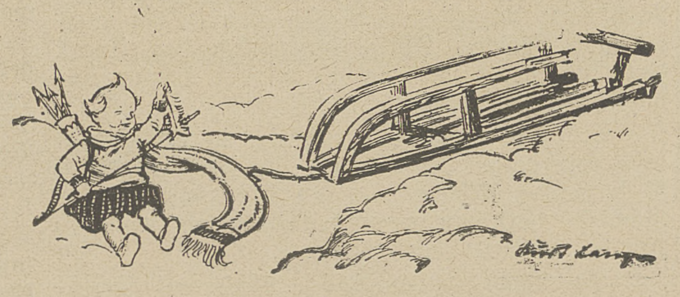
Wie ein Traum war es, daß er seine Weihnachtsfahrt nun in so enger Näher mit diesem blonden Geschöpf fortsetzte. Ja, einmal, als der Schlitten, vom Schnee gebremst, langsamer dahinglitt, da drückte Klaus sein Gesicht an den Hals seiner Begleiterin und küßte ihr Haar. Sie aber merkte es nicht oder sie wollte es nicht wahrnehmen. Sie war sehr still geworden und er glaubte ihr Herz zu fühlen, das hastig pochte. Wie in einer großen Erwartung.

Bei der ersten scharfen Kurve glitt der Rodel mit den zwei verträumten jungen Leuten zur Seite und fuhr geradewegs in die Schneewand zur Rechten hinein. Pardauz, da flogen Klaus und das Mädel vornüber, bohrten sich in die weiche Kälte und pusteten vor Vergnügen. Denn sie waren beide nicht entsetzt, sondern lachten hell auf.

Und wie es im Leben so kommt, wieder war Klaus der Blonden behilflich, sich vom Schnee zu säubern, aber diesmal nützte er es aus und küßte sie. Nur geschah es nicht feig von rückwärts, sondern Aug in Auge. Denn in ihren Augen hatte er sich die Einwilligung zu dieser Keckheit vorher geholt.

Nun setzten sie sich vorerst auf den Schlitten, nahmen sich bei der Hand und sagten sich zärtliche Worte. Auch soll Klaus den Kuß mehrmals wiederholt haben. Aber das führt zu weit und es ist nicht ganz sicher, da Klaus später die Geschichte seiner Weihnachtsfahrt nur bis zu dieser Kurve erzählt hat. Drängte man ihn, weiterzusprechen, so pflegte er zu lächeln und abzuwinken.

Der gewissenhafte Chronist aber muß dreierlei feststellen: erstens, Klaus verlobte sich an diesem Abend nicht, zweitens, er verlobte sich am Neujahrsabend, und drittens . . . nicht mit Suse. Es kam eben wieder einmal ganz anders. . . .



Das erloschene Fenster.

Weihnachtsskizze von Emil Rath.

Die Arbeit wollte Gotthold Krüger nicht so von der Hand gehen. Bald stützte er das Haupt sorgenschwer in die Hand, drehte gedankenlos den Docht der Petroleumlampe höher und versuchte, sich wieder ganz den mit straffen Zahlenkolonnen gefüllten Spalten eines umfangreichen Kontobuches zu widmen — umsonst. Immer wieder irrte sein Blick ab durch das Fenster hinüber zu einem Hause jenseits des Parkplatzes, der schon unter weißer Schneedecke begraben lag.

Warum heute drüben nur kein Licht angezündet wurde? Er schrak zusammen; es hatte an der Tür geklopft. Halb widerwillig erhob er sich und öffnete die Flurtür. Ein schwaches Lächeln hieß seinen Freund Kurt Beermann willkommen. Der ließ sich in einen der reichlich schäbigen Polstersessel nieder, zog seine Zigarettentasche hervor und reichte sie Gotthold hin. Dessen ablehnendes Kopfschütteln verwunderte ihn. Er lachte:

„Du willst doch nicht etwa kurz vor Weihnachten noch krank werden? Aber das ist's ja. Du hast dich überarbeitet. Schon seit sechs Wochen die Ueberstunden daheim, jede Nacht bis elf, zwölf, ja, manchmal bis ein Uhr! Das hält ja kein Pferd aus."

„Das kann auch nicht rechnen," meinte Gotthold mit einem Anflug von Galgenhumor. „Nein, ich bin nicht krank. Ueberarbeitet? Ich glaube kaum —." Er trat an das Fenster. „Heute will es mir nicht so von der Hand oder vielmehr vom Kopf gehen; die Zahlen krabbeln durcheinander wie —".

Kurt betrachtete ihn scharf: „Sag mal, bist du etwa verliebt?" — Gotthold konnte den Blick nicht ertragen, sondern trommelte nervös an der leicht beschlagenen Fensterscheibe herum.

„Also doch!" hielt der Freund weiter Inquisitionsgericht.

„Wer ist sie? Wo wohnt sie? Wie sieht sie aus? Hast du schon ein Stelldichein mit ihr gehabt?"

In komischer Verzweiflung hielt sich Gotthold Krüger die Ohren zu.

„Wie neugierig du bist! Sie wohnt da drüben — aber ihr Fenster ist heute dunkel. — Ich glaube, das ist es, was mich so quält." Er trat dichter an den Freund heran, sah ihm gequält ins Gesicht: „Lach mich meinetwegen aus, doch ich will dir sagen: das Fenster dort drüben mit seinem trauten Schein war abends für mich wie das Feuer eines Leuchtturmes, ein Trost in der Einsamkeit. Dann sah ich hinter dem halben Vorhang, der den unteren Teil des Fensters abschließt, die zarte Silhouette, und unermüdlich tauchte dann über dem Vorhang, hell vom Licht beschienen, eine zarte Hand auf, unermüdlich nähte sie Stich für Stich. Sicher ist sie Modistin in irgend einem Geschäft, Sie heißt Lieselott Beier. Gesehen habe ich sie schon oft. Du kannst dir denken, mit welchem Eifer ich morgens manchmal vor der Haustür hin- und herging. Vor drei Wochen war mir das Glück hold. Ein junges Mädchen tauchte aus dem Hausflur auf, ein Gang, Kurt — ich kann ihn nicht beschreiben! Diese Anmut! Der reizende Bubikopf, der schelmisch unter einer schneeweißen Kappe hervorlugte! Ganz zufällig hörte ich zwei alte Weiber, die sich vor dem Gemüseladen im Hause unterhielten: „Guck mal, Beiers Lieselotte, die Feine! Wo die bloß die seidenen Strümpfe herkrieg und den weißen Pelzkragen!" Mir gab es einen Stich, halb vor Schmerz, halb vor Freude. Das also war sie. Ich will gestehen: einmal war ich leise hinaufgeschlichen und hatte ihren Namen vom Türschild abgelesen —".

„Nun, hast du sie denn nicht angesprochen?"

Entrüstet wehrte Gotthold ab: „Was soll sie von mir denken! Nein, alles in Ehren. Aber nun ist seit vier Tagen kein Licht mehr — vielleicht wohnt sie allein, ist krank, und niemand kann ihr helfen."

Kurt lächelte geringschätzig: „Da müßte ich ja deine angeborene Schüchternheit nicht kennen! Zeige sie mir, und ich werde sie ansprechen. Na, du machst gleich ein Gesicht, als wollte ich den Raub der Sabinerinnen in neuer Auflage vorführen. Gut. Also nicht. Ich schlage dir vor — übermorgen ist Heiligabend, da nimmt es keiner so genau mit solchen Dingen — du kaufst ihr eine Kleinigkeit. Nicht zu knauserig sein! Etwas Schmuck oder Parfum — legst deine Karte hinein — hängst es an den Türknopf, klingelst und entfernst dich auf Amors Flügeln. Am Abend fragst du schriftlich an, ob sie deine kleine Aufmerksam-

keit bekommen, und — kurz, die ersten Beziehungen sind geknüpft."

Das schien Gotthold einzuleuchten. Er drückte Kurt krampfhaft die Hand.

— — Anderthalb Tage war Gotthold in qualvoller Suche nach einem passenden Geschenk, das nicht billig und doch gleichzeitig unausdringlich war. Eine kleine Aufmerksamkeit — was hat ein junges Mädchen wohl gern? Konfekt? Schmuck? Bücher? Ob man das Rechte traf, war die Frage. Am besten, wenn er von allem kaufte. So wurde dann aus dieser kleinen Aufmerksamkeit ein ziemlich umfangreiches Paket. Das konnte sich Gotthold Krüger schon gestatten. Er hatte für niemand zu sorgen, wohnte bei einer Wirtin, die ihn mütterlich betreute. —

Aber am Heiligabend kam der schwerere Teil der Arbeit. Als Gotthold durchs Fenster spähte, hätte er fast vor Freude laut aufgeschrien: Ein schwacher Lichtschein bewegte sich in der Küche hin und her. Sie war also daheim! Schnurstracks zog er den Mantel über, eilte im Sturmschritt um den Parkplatz herum, dann schlich er mit dem Paket die drei Treppen hinauf. Vorsichtig hängt er das Geschenk genau nach Vorschrift an den Türknopf — da, ein Krach!, Der Bindfaden war gerissen. Wie gelähmt blieb Gotthold stehen. Sofort öffnete sich die Tür, Gotthold schloß entsetzt die Augen — öffnete sie vorsichtig und schloß sie sofort. Statt der platonisch Verehrten stand eine etwas hagere Dame mit strengen Gesichtszügen vor ihm, die die Hände gebieterisch über der Brust kreuzte und knapp fragte: "Sie wünschen?"

Gotthold fühlte kalten Schweiß ausbrechen. Er gab sich einen Ruck: „Ich wollte Fräulein Lieselott sprechen!"

Das hagere Gesicht zog sich in freundliche Falten: „Das bin ich! Bitte, treten Sie doch ein! Sie haben sicherlich eine kleine Ueberraschung!"

„Ja — gewiß — ich wollte bloß — ich wagte nicht —". Er fühlte sich über einen Korridor in ein kleines Zimmer geschoben, das behaglich durchwärmt war. Schon saß er auf einem Stuhl, vorsichtig, fluchtbereit, das verhängnisvolle Paket immer noch in nervös spielenden Händen. Er schlug krampfhaft die Augen nieder, weil er die Blicke der Dame auf sich ruhen fühlte. Plötzlich waren die schmalen, gepflegten Hände dicht vor ihm, wie aus weiter Ferne hörte er ihre Stimme freundlich klingen:

„Aber so entledigen Sie sich doch des Paketes!"

„Entledigen ist gut", dachte er ratlos und verzog den Mund zu einem hilflosen Lächeln. Das also war das Zimmer, hinter dessen Fenstergardine er den Schatten erspäht, diese feine Hand — ein Zittern überlief ihn. Wenn er nur erst wieder aus der Höhle der Löwin heraus war!

„Wie war doch Ihr werter Name?" hörte er fragen. Das Knistern von Papier verriet, daß flinke, neugierige Hände das Geheimnis des Paketes zu entschleiern versuchten. „Aha, Herr Krüger! Ich erinnere mich — Sie sind der Handlungsgehilfe aus dem Kolonialwarengeschäft von Becker und Söhne, nicht wahr?" Eine geheimnisvolle Macht schien Gotthold zu einem „Ja" zwingen zu wollen — er wehrt sich verzweifelt dagegen, und gepreßt kam es von seinen Lippen: „Nein. Ich bin Buchhalter bei der Stadtbank."

Endlich hob er den Blick und sah in erstaunte Augen; die Hände hielten mit der Enthüllung des Paketinhaltes inne. Und Gotthold bemerkte, daß diese Augen gütig waren, da dachte er an seine verstorbene Mutter. Etwas löste ihm die Zunge, und da erzählte er von seiner stillen Liebe, seiner Stellung, seiner Einsamkeit, seiner Enttäuschung.

„Das helle Fenster war für mich wie eine Verheißung, und nun ist es erloschen," schloß er bitter. — Da legte sich die Hand des Fräuleins sacht auf die seine: „Heute ist es wieder hell! Ich weiß, was Sie suchen. Nicht mich, aber meine Nichte. Wir tragen beide gleiche Vor- und Zunamen. Die Hand, die Ihnen zu winken schien, — war die meine. Und das Ohr, das Ihnen eben lauschte, vernahm schon eine andere Beichte, deren Inhalt ich Ihnen allerdings nicht verraten darf. Nur soviel: von Ihnen war darin auch die Rede. Bleiben Sie doch zum Abendessen; ich lade Sie ein zu einer Tasse Tee, um Sie Ihrer Einsamkeit zu entreißen. Man kommt leicht auf dumme Gedanken."

Gern willigte Gotthold ein. Sie führte ihn in ein zweites, größeres Zimmer. Auf der Schwelle blieb er überrascht stehen: die Lieselott, die er so sehnlich suchte, zündete just die Lichter am Tannenbaum an. Die Tante lächelte; sie sorgte dafür, daß nicht jene peinliche Stille entstand, die schon oft Menschen trennte, die sich finden wollten. —

Als sie beim Tee saßen, schüttelte Gotthold den Kopf: „Merkwürdig, die schwierigsten Bilanzen bewältige ich spielend — daß aber einmal andere Fenster erleuchtet sein könnten als das meine — daran dachte ich nicht." Die junge Lieselott lächelte schelmisch: „Auch ich habe nur nach dem hellen Fenster geschaut — hinter dem ein fleißiger Buchhalter Ueberstunden machte."

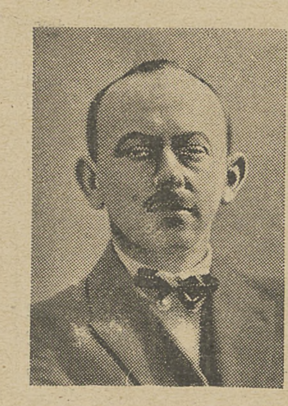
Er fragte erstaunt: „Woher — wissen Sie —?"

„Mein Vetter Beermann war gestern hier —"

Gotthold machte ein langes Gesicht. Nur ein Weilchen. Dann versenkte er sich tief in die graublauen Augen der kleinen Lieselott...

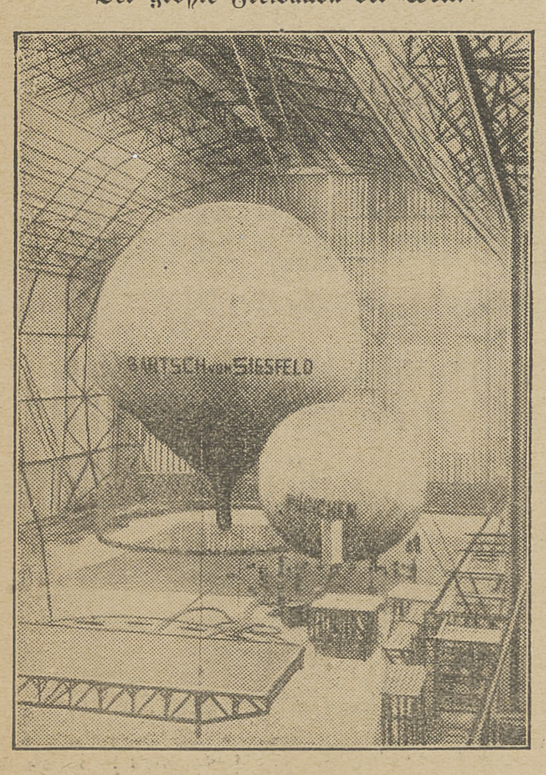







Die Mitglieder der Hauptwahlkommission (von links nach rechts): 1. Mecenas Mirosław Sawicki, — (Staatsvölkerbund). 2. Polnischer Gesandte Kazimierz Bagiński, (Wyzwolenie). — 3. Priester Adam Wyrzbowski, — (Christl. Völkerklub). 4. Mec. Józef Kuczyński, — (Christl. Demokratie). 5. Mec. Stanisław Urbanowicz, — (Piastenklub). 6. Mec. Apolinary Hartglaß.

Der größte Freiballon der Welt.



Auf dem Gelände der Zeppelinwerft in Friedrichshafen werden zurzeit Versuche mit einem Modellmotor gemacht. Der neue Motor ist in dem 9500 cbm fassenden, neuen Freiballon „Bartsch von Sigsfeld", dem größten jemals hergestellten, in einer für diesen Zweck besonders konstruierten Gondel angebracht

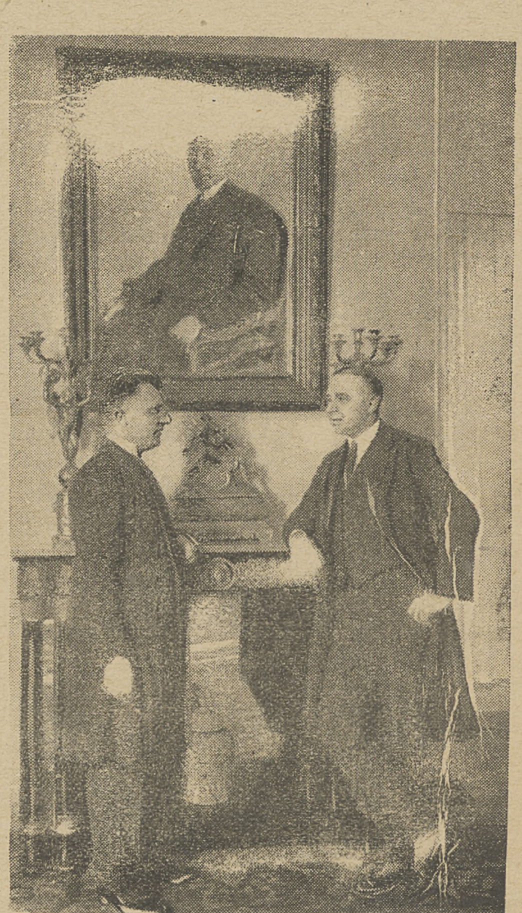


Noch Lebende in dem gesunkenen amerikanischen U-Boot.

Typ eines amerikanischen U-Bootes.

Lindberghs Mexikoflug.

5000 Kilometer ohne Zwischenlandung.



Rechts: **Der Vorsitzende der Hauptwahlkommission für die Sejmwahlen.** Justiz-Vizeminister St. Car.

Musik

Chordirektor Viktor Czajanek.

25 Jahre Regenschori der Bielitzer Stadtpfarrkirche, Chormeister des kath. Kirchenmusik- und des Bialaer Männergesang-Vereines.

Im Festsaale „Viribus Unitis" ehrten am Samstag, den 17. d. M. der kathol. Kirchenmusik- und der Bialaer Männergesangverein ihren verdienten Chormeister, der nun auf seine außerordentlich erfolgreiche, 25jährige Tätigkeit in Bielitz zurückblicken kann. An der Ehrung nahmen auch Vertreter aller Bielitzer Musik- und sonstigen Vereine und zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten der Schwesterstädte Bielitz-Biala teil.

Die Festrede und Ansprache an den Jubilar hielt der Obmann des katholischen Kirchenmusik-Vereines, Herr Fachlehrer Schaffer. Nach Begrüßung der Festgäste und einleitenden Worten über die Bedeutung des Jubeltages für das Bielitz-Bialaer Musikleben würdigte Herr Schaffer namens des Vereines das reiche, erfolgreiche Wirken des Jubilars. Herr Schaffer führte u. a. aus:

Hochgeehrter Jubilar!

Freudig haben wir uns um Sie geschart, um diesen Gedenktag schlicht und einfach, aber würdig zu begehen.

Vor 25 Jahren kamen Sie nach Bielitz und traten somit in einen neuen Wirkungskreis ein. Bielitz hatte den Ruf einer Kunst- und musikliebenden Stadt. Sie waren damals 26 Jahre alt. Welche Hoffnungen und Wünsche Ihr Herz erfüllten, weiß ich nicht; doch mit Sicherheit kann ich annehmen, daß manchmal die bange Frage auf Ihren Lippen schwebte: Werde ich in dieser fremden, so eigenartig zusammengesetzten Stadt eine Lebensstellung finden? Und Sie fingen an zu arbeiten, doch nicht aufdringlich und reklamsüchtig war Ihr Wirken. Sie arbeiteten von der ersten Minute an nach dem Grundsatz: Eine gute Leistung ist die beste Reklame. Und der Erfolg blieb nicht aus. Sie sind heute einer der bekanntesten Chormeister und Komponisten unseres Landes.

Wie ein Gärtner, der sorgsam die Blumen wartet und dem im Laufe der Zeit infolge seiner sachgemäßen Arbeit die schönsten Blumen erblühen, so zogen Sie im Laufe Ihrer Wirksamkeit viele zarte Keime groß und brachten diese zu mächtiger Entfaltung. Ein solcher zarter Keim war zunächst unser Kirchenchor. Als Sie die Leitung dieses Chores übernahmen, hatte der Verein eine große Krise überwunden. Um die Jahrhundertwende hatte er nämlich fast seine ganze Tätigkeit eingestellt. Ursache: Die unterstützenden Mitglieder zahlten keine Beiträge mehr. Der Verein war damals auf einem Tiefstand angelangt und die Vereinsleitung sah mit Kummer und Sorge in die Zukunft. Im Jahre 1901 gelang es, vom damaligen Pfarrgemeinde-Komitee eine Subvention zu erlangen, die den Verein in die Lage versetzte, seine Tätigkeit wieder aufzunehmen. Dann kamen Sie. Durch Ihre unermüdliche Tätigkeit: wie Werben von Mitgliedern, Abhaltung von unentgeldlichen Gesangskursen u. a. ist es gelungen, den Verein nach und nach wieder stark und fest zu machen und ihn auf jene beachtenswerte künstlerische Höhe zu bringen, auf der er heute steht. Ein solches Emporarbeiten geht nur langsam vor sich und bei unserem Chore umsomehr, da sich früher viele scheuten, dem Vereine beizutreten, um nicht als „Schwarzer" oder gar als „Klerikal" von der Bevölkerung angesehen zu werden. Ihnen, geehrter Jubilar, verdanken wir also die schönen Erfolge, die unser Chor in dem letzten Jahrzehnt aufzuweisen hat. Doch die Seele eines Gesangvereines ist und bleibt der Chormeister. Ihre erfolgreiche Arbeit bei uns fand bald trotz mancher Anfeindungen Anerkennung und erregte die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise. Und so kam es, daß ein zweiter Verein Ihrer Pflege anvertraut wurde: es ist der Bialaer Männergesangverein.

Auch diesen brachten Sie in verhältnismäßig kurzer Zeit durch Ihre Wirksamkeit auf eine ungeahnte künstlerische Stufe, ist er doch heute einer der ersten in Polen. Der Ruf Ihrer Tüchtigkeit als Dirigent und Komponist ging eigentlich von dort aus und gekrönt wurde Ihr Können dadurch, daß Sie zum Bundeschormeister des Ostschlesischen Deutschen Sängerbundes gewählt wurden. Eine Ehrung, die auch uns mit Freude und Genugtuung erfüllt.

Die Wirkungen, die Sie, hochgeehrter Jubilar, auf diese beiden Vereine ausübten, sind also derart bedeutend, daß dies verdient, mit goldenen Lettern in den Schriften dieser Vereine eingetragen zu werden. Sie haben durch die Pflege guter Musik unseren Geschmack gebildet sowie unserem Ur-



Chordirektor Viktor Czajanek.

teil auf musikalischem Gebiete eine entschiedene Richtung gegeben. Ihre Verdienste um das hiesige Musikleben sind darum schon zur Genüge erkannt, geschätzt und geschildert worden. In manchem Artikel der Zeitungen und Fachschriften ist ehrenvoll über Ihr Wirken und über Ihre Werke gesprochen worden.

Und woher kam diese große Wirkung? Sie war die Folge Ihrer Tüchtigkeit. Dieses Wort beinhaltet alles: Gediegenes Fachwissen, großes technisches Können, feines musikalisches Empfinden und Erfinden, sowie die Kunst, die Sänger zusammenzuhalten und zu einer Einheit zusammenzuschmieden, die nur ein Ziel kennt. Sie bilden Ihre Sänger nach bewährten praktischen Grundsätzen aus und wissen, was Sie von Ihnen verlangen können. Mit großem pädagogischen Geschick geht das Einstudieren der Werke vor sich, gerade meisterhaft ist die Art und Weise, wie Sie die Werke — vom Volksliede angefangen bis zum schwierigsten Kunstliede hinauf — interpretieren. Das einfachste Volkslied wird unter Ihrer Leitung lebendig und löst während des Vortrages bei den Zuhörern eine wunderbare Wirkung aus.

Doch nicht nur als ausübender, sondern auch als schaffender Künstler haben Sie sich einen Ruf erworben, der weit über die Grenzen des eigenen Landes reicht. Sie haben Werke zur Verherrlichung Gottes geschaffen. Unsere Kirche gibt jedem echten Künstler Anregungen in Hülle und Fülle. Bereits als 19jähriger, als Sie Domkapellmeister-Substitut in Olmütz waren, komponierten Sie die „Missa jubilet", die wir am letzten Sonntag anläßlich Ihres Jubiläums zur Aufführung brachten.

Von den vielen Kirchenmusik-Kompositionen erwähne ich nur einige: das „Regina coeli", das „Ave Maria" für Sopransolo, das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch", das Sie die Güte hatten, unserem Vereine zu widmen und die groß angelegte „Missa solemnis" zum Lobe des göttlichen Friedensfürsten im hlg. Jahre 1925 geschrieben und dem hlg. Vater Papst Pius XI. gewidmet. Der Vatikan hatte die große Huld, die Widmung anzunehmen. Gewiß ein Zeichen, für den hohen künstlerischen Wert dieses Werkes, und gewiß auch eine große Ehrung für Sie. Glänzend gelungen, die Gefühle zu erwecken: Kyrie, Gloria, Kredo etc.) Nicht unerwähnt darf ich hier lassen, daß Herrn Prof. Max das große Verdienst gebührt, diesem Werke den Weg in die Oeffentlichkeit gewiesen zu haben. Er veranstaltete die Uraufführung auf der Schießstätte. Eine Wiederholung dieser Messe fand im Vorjahre in unserer Kirche beim Bischofsbesuche statt. Seine Eminenz, — selbst ein Musikkenner — sprach sich in Ihrer Gegenwart lobend darüber aus und gab der Freude Ausdruck, einen Mann, wie Sie, in seiner Diözese zu haben. Dieses Werk stellt Sie in die 1. Reihe der heute lebenden Kirchenmusikkomponisten und nimmt jetzt seinen Lauf durch die Welt (Radio). In allerletzter Zeit vertonten Sie den Psalm „Quam admirabile".

Die weltliche Musik verdankt Ihnen außer 2 Orchesterstücken eine Reihe herrlicher Sololieder und Männerchöre. Die letztere Kunstgattung suchen Sie nach moderner Richtung weiter auszugestalten und Sie haben mit diesen Chören große Erfolge erzielt. Ich erinnere an „Die Erde"", Bundessingen.

Von diesen Werken will ich noch einige anführen: Für Freiheit, Ehre, Vaterland, Heimkehr, Hab' Sonne im Herzen, Beskidenlied, Tanzlied.

Ferner schufen Sie die Musik zu dem Festspiel „Gott zur Ehr" und zu dem Singspiel „König Drosselbart", welche Werke anläßlich eines Feuerwehr-Jubiläums im Stadttheater mit Erfolg zur Aufführung gelangten.

Auch Ihre Tätigkeit im Amte, in der Kirche will ich hier kurz streifen. Sie dienen mit Ihrer Kunst dem Allerhöchsten. Drei Instrumente stehen Ihnen zu diesem Zwecke zur Verfügung: der Volksgesang, der Kirchenchor und die Orgel. In dem Kirchenchor haben Sie sich ein Instrument herangebildet, das bei feierlichen Anläßen so recht geeignet ist, Gott zu loben und zu preisen. Auch das herrliche Orgelwerk, das wir seit 10 J. besitzen, haben wir Ihrer Anregung zu verdanken. Sie beherrschen meisterhaft die Orgel; es ist nur Schade, daß dieses Werk nicht recht ausgenützt werden kann. Unsere Bemühungen, in der Kirche Konzerte abzuhalten, scheiterten leider an dem Widerstand der obern Kirchenbehörden.

Hochg. I! 25 Jahre leben Sie also in Bielitz diese Zeit war reich an Arbeit, aber reich an Erfolgen. Sie haben sich einem großen Wirkskreis geschaffen und eine achtenswerte Lebensstellung errungen. Hierin wurden Sie von Ihrer l. Frau Gemahlin auf das tatkräftigste unterstützt. Diese half Ihnen nicht nur Kummer und Sorge treulich tragen, sondern sie hat auch — da sie selbst musikalisch hoch befähigt ist.

Nach herzlichen und zu Herzen gehenden Schlußworten, die dem allgemein beliebten und geschätzten Menschen Czajanek galten, schloß Herr Schaffer seine Ansprache mit einem Segenswunsch und Hoch-Ruf auf den Jubilar, in den die Festgäste jubelnd einstimmten.



Das Bürofräulein.

Der Ueberärmel ist nun abgestreift,
Die schlanken Hände legen ihn zusammen,
Den Pelzhut auf das Haar, schon leis' bereift,
Den Mantel nun — — — dann dreht sie ab die Flammen.
Sie hört noch, wie der Herr Bürovorstand
Beim Abschied von Kollegen viel Geschrei macht,
Dann sieht er sie und mit Protektorhand
Winkt er ihr zu und wünscht „recht frohe Weihnacht!"

Nun eilt sie den gewohnten Weg nachhaus,
Kauft im Vorbeigeh'n kleine Leckereien,
Zu zieren heut' den stillen Festtagsschmaus. — —
Noch vor'ges Jahr konnt' sitzen sie zu zweien;
Doch bald darauf ging dann die Mutter fort,
Die liegt nun in des Heimatstädtchens Gruft
Und heut' kein Weihnachtsfisch verlockend schmort
Und durch die Räume zieht kein Backwerkduft —
Nein, Weihnachtsabend darf nicht einsam sein!
Nie klingt so trostlos leer ein leeres Zimmer,
Als wenn entfloh'n der letzte Hoffnungsschimmer,
Aufs Wiedersehn mit dem, was einstens mein! —

Sie sperrt die Türe auf — — gottlob, es glüht
Ganz freundlich noch im Ofen milde Röte,
Die Hyazinthe duftet vollerblüht,
Als ob der Frühling erste Grüße böte.
Das kleine Bäumchen mit dem bunten Tand,
Das sie schon gestern abends vorgerichtet,
Holt sie herbei — — dann blickt sie unverwandt
Zum Fenster, wo am Rand der Schnee sich schichtet.
Die Straße schickt herauf ein mattes Licht,
Das wehrt dem fernen Einst den Zutritt nicht.
So steht sie lang und sieht des Eises Blumen
Sich wandeln in des Frühlings bunte Kinder — —
Zwei junge Menschen zwischen Ackerkrumen
Geh'n Hand in Hand — der Lenz haucht lind und linder,
Und alles Glück blüht auf und selig preist
Die Liebe sich und will es ewig bleiben — — —
Die Blumen sind verwelkt, erstarrt — — vereist
Und glitzern fern wie Winterschmuck der Scheiben.
— Wo er wohl sein mag? Was mit ihm geschehen,
Den sie geliebt und — — dem sie längst verzieh'n.
Wie müht sie sich, sein Bild vor sich zu seh'n —
Es grüßt, es winkt und traumfern muß es flieh'n —

Das Ofentürchen klingt mit sachtem Ton,
Als wollte es an Weihnachtsglocken rühren,
Es singt von Bethlehem, vom Menschensohn,
Und sucht die flücht'ge Seele heimzuführen.

Sie streicht beherzt nun rasch das Zündholz an
Und weckt die Flammen auf den grünen Zweigen,
Nimmt in den Arm den seid'nen Hampelmann,
Setzt in den Lehnstuhl sich — und lauscht dem Schweigen.
Sie kost ganz mutterzart, ganz unbewußt
Das bunte Kerlchen an ihrer Brust,
Und denkt dem Glücke nach, das spröd' sie mied,
Nachdem es einmal köstlich nur beschieden,
Und ihre Lippen formen leis' ein Lied,
Ein Weihnachtslied vom Frieden — — nur vom Frieden — —.

Leo Froh.

Die Hauptstadt der preußischen Oberlausitz schaut von hügeligem Gelände hinab ins Schlesierland. Zahlreiche Gärten und umfangreiche Grünflächen, sowie der Durchfluß der Neiße, die an zwei Wehren von idyllischen Anlagen umrahmt wird, geben Görlitz ein selten freundliches Gepräge. Die frische Bergluft des nahen Iser- und Riesengebirges begünstigt sein Klima. Aber die moderne Gartenstadt beherbergt auch alte Kultur und blühendes Gewerbe. Die Stadt, die im 12. Jahrhundert von flämischen Wollwebern gegründet wurde, blieb lange Zeit führend in der Tuchfabrikation. Um 1700 soll es dort etwa 500 Tuchmachermeister gegeben haben! Die heutige Industrie dient der modernen Technik, sie befaßt sich mit Wagen- und Maschinenbau und mit der Herstellung von verschiedenen Instrumenten und Apparaten. Daneben behaupten sich das Brauereigewerbe und die Zuckerwarenindustrie.

Der flüchtige Eindruck des grünumrahmten südlichen Stadtteils läßt kaum vermuten, welche Schätze alter Bürgerkunst der alte, nördlich gelegene Stadtkern birgt! Enger fügen sich hier die Straßen und Gassen ineinander, prächtige Bauten aus der Frührenaissance erinnern an den Wohlstand alter Patriziergeschlechter. Als ältestes Renaissancegebäude Deutschlands gilt der „Schönhof" am Untermarkt, dessen Besitzer einst Könige und Fürsten bei sich zu Gaste sahen. Ihm gegenüber das Rathaus, dessen Freitreppe mit der Säule der Justitia und Kanzel eine besonders schöne Stilprägung erfahren hat. Von hier wurden früher einer stolzen, regsamen Bürgerschaft die Magistratsverordnungen verkündet. Schöne Profanbauten, teils mit biblischem Figurenwerk, weist auch hier die abzweigende Neißestraße auf. Wenige Schritte nur sind es zum Ufer der Neiße, von dem sich dem Beschauer interessante Altstadtbilder darbieten. — Die neuzeitlichen Prachtbauten haben sich den breiten Flächen der Neustadt harmonisch eingefügt. Hier fanden sinngemäß die Denkmäler der neueren Zeit Aufstellung, hier entstanden nacheinander die Kirchen, nachdem die altstädtische Peterskirche, eins der schönsten Bauwerke spätgotischen Stils, den Bedürfnissen nicht mehr genügte. Ostwärts dehnt sich die weite Parkanlage hinab zur Neiße. Hier fand die 1910 erbaute Stadthalle, in der die schlesischen Musikfeste abgehalten werden, einen besonders günstigen Platz. Jenseits des Wassers erhebt sich die hohe Kuppel der Oberlausitzer Gedenkhalle, die reiche Kunstschätze, vor allem das Kaiser-Friedrich-Museum birgt. Von dem nahe gelegenen Blockhause schaut man hinüber zum Riesen- und Isergebirge. Doch auch das leichter erreichbare Ausflugsrevier bietet viel Schönes. Nach kurzer Zeit ist die „Landeskrone" erreicht, ein sattelförmiger Basaltberg, der schlank und stolz bis zu 426 Meter aus der Ebene aufragt. Auch die Königshainer Berge, der Rotstein, der Löbauer Berg sind gesuchte Wanderziele. Das freundliche Neißetal hat manche schönen Plätze, weiter hinaus lockt die Görlitzer Heide, in der das Edelwild gepflegt wird. Görlitz wird allen Wünschen gerecht — kein Wunder, daß es als bevorzugter Ruhesitz gilt!

Görlitz Peterskirche

Toni Saring.

Unter den thüringischen Städten zeichnet sich Gotha durch die größte geschäftliche Betriebsamkeit aus. Hier laufen die Fäden von Industrie und Verkehr zusammen, und hier hat der Thüringer Fleischwarenhandel sein Zentrum. Die geographische Anstalt von Justis Perthes trug den Namen der Stadt schon im 18. Jahrhundert in alle Welt. Neben vielen wissenschaftlichen Werken wird hier der bekannte „Gothaische Kalender" herausgegeben. Auch die erste deutsche Lebensversicherungsbank wurde in Gotha gegründet.

Das alte „Gotegewe" erscheint schon in ältesten Urkunden. Bei seiner städtischen Entwicklung machte sich der Wassermangel des Thüringer Landes stark fühlbar, bis es den Thüringer Landgrafen gelang, den Leinakanal hierher zu leiten. Die Stadtanlage erfolgte in schöner Regelmäßigkeit um das massige Schloß Friedenstein herum, an dessen Stelle schon die erste Burg der Thüringer Landgrafen, der Grimmenstein, gestanden hatte. Schloß Friedenstein blieb die Hauptresidenz der Herzöge von Sachsen-Coburg-Gotha. Im herzoglichen Park, der sich von der Terrasse der Orangerie prächtig überblicken läßt, hat auch das Museum seinen Platz gefunden. Eine Besonderheit stellt sein „historischer Saal" dar, in dessen Kuppel die Kunst im Wechsel der Zeiten sinnreich veranschaulicht ist.

Der eng gebaute Stadtkern hält alle öffentlichen Gebäude hübsch dicht beieinander. So ist die Besichtigung dem Fremden äußerst bequem gemacht. Inmitten das Rathaus, frei auf dem Marktplatz gelegen, mit schön gearbeitetem Renaissanceportal. Unter den Sakralbauten hat die Augustinerkirche ihre besondere geschichtliche Bedeutung. Hier hat einst Luther so überwältigend gepredigt, daß sich der Pfarrer der Kirche sogleich zur neuen Lehre bekannte. — In der Nähe der Augustinerkirche ist das Haus Lukas Cranachs durch eine Tafel kenntlich gemacht. Historische Erinnerungen birgt auch das östlich gelegene Dorf Siebleben, in dem Karl August und Goethe häufige Gäste waren und Gustav Freytag heimisch wurde.



Gotha Rathaus

Die welligen Ausläufer des Thüringer Waldes erreichen nur den weiteren Umkreis der Stadt. Aber dank der günstigen Eisenbahnlinien, die von hier nach allen Richtungen ausstrahlen, liegt Gotha dennoch inmitten des Reiseverkehrs, zumal der große Thüringer Reiseweg Erfurt—Eisenach an ihm vorüberführt. Nach Westen dehnt sich der Hörsegau mit dunklen Fichten und lichtgrünen Wiesen aus, ostwärts tritt die Burg Wandersleben, der unter den durch humorvolle Sagen bekannt gewordenen Drei Gleichen allein der Name Burg Gleichen rechtmäßig zusteht, am nächsten an die Bahnlinie heran. Von ferne grüßen Mühlberg und Wachsenburg herüber. Alle drei waren befestigte Burgen mächtiger Grafengeschlechter, die hier bereits Hof hielten, noch ehe an die Wartburg zu denken war. Sie bilden gleichsam die Vormacht zu den Thüringer Bergen, in deren schlichten, lieblich-schönen Sommerfrischen man seine Sorgen gern vergißt.

Toni Saring.

Kunst

Die Abenteuer der Venus von Milo.

Wie ihr Namen sagt, stammt diese berühmteste aller antiken Statuen von der griechischen Insel Milo (altgriechisch Melos) in der Aegäis. Von dort bis zu ihrem jetzigen Heim im Pariser Louvre ist ein weiter Weg. Es war wohl schon immer bekannt, daß das Bildwerk von einem Milonesen für billiges Geld an die Franzosen verkauft worden war, den eigentlichen Vorgang kannte man aber nicht genügend. Ein kürzlich unter der oben stehenden Ueberschrift veröffentlichter Aufsatz im „Messager d' Athénes gibt hierüber Aufklärung.

Weihnachten.
Carlo Dolci: Madonna mit dem Kinde.

Im Februar 1820 fand ein Bauer auf Milo beim Ackern einige Marmorstücke, die er für Trümmer eines alten Gebäudes hielt und vielleicht noch irgendwie verwerten zu können glaubte. Er grub weiter und stieß auf ein verstümmeltes Frauenbildnis, auf die später so berühmte Venus. Der Mann hatte keine Ahnung vom wirklichen Wert seines Fundes und bot ihn dem französischen Konsularagenten, einem Griechen, für wenige Piaster an. Dieser glaubte, nicht einmal eine so kleine Summe für eine zertrümmerte Statue ausgeben zu dürfen und bat den französischen Gesandten in Konstantinopel schriftlich um Verhaltungsmaßregeln.

Inzwischen war der französische Admiral Gautier, mit Vermessungarbeiten vertraut, nach Milo gekommen; einer seiner Offiziere sah die Venus und erkannte sofort ihren künstlerischen Wert. Dem Gesandten in Konstantinopel wurde hiervon Mitteilung gemacht, und dieser beauftragte seinen Sekretär, den Grafen Marcellus, damit, die Statue sofort führ ihn zu kaufen und gleich mitzubringen.

Der Sekretär kam in dem Augenblick vor Milo an, als eine Barke die Venus an Bord eines griechischen Schiffes unter türkischer Flagge bringen wollte und erfuhr, zu seinem Aerger, daß die Milonesen das Bildwerk dem Fürsten der Moldau zu schenken beabsichtigen, dem sie zu Dank verbunden waren. Der Graf wollte auf jeden Fall das einzigartige Kunstwerk für Frankreich erwerben und scheute deshalb nicht vor Drohungen zurück; er ließ sogar durch eine Abteilung von 40 Mann des französischen Geschwaders die Einschiffung der Venus verhindern und erzwang, daß sie öffentlich zur Versteigerung kam. Dies bedeutete bei der Armut der Milonesen nichts anderes als einen Raub; sie konnten nicht mehr als 1000 Piaster bieten, und so kam die Statue für den Spottpreis von 1300 Piastern in französischen Besitz. Der Graf ließ sie sofort auf ein Schiff bringen; als dieses den Hafen von Milo verließ, landete gerade der Moldauer, der in aller Eile von Konstantinopel aus hinter dem Grafen hergereist war. Er tat alles, um die Venus ausgeliefert zu bekommen; es fehlte ihm aber die Macht, und anders war bei den Franzosen nichts zu erreichen. Unmittelbar darauf trafen auch Engländer und Holländer ein, die vom Fund gehört hatten; auch sie konnten nichts ausrichten.

Der Gesandte in Konstantinopel, Marquis Riviere, in dessen Namen der Kauf erfolgt war, schenkte die Venus dem König Ludwig XVIII. Dieser belohnte alle reichlich, die sich um den Erwerb — besser gesagt, um die Erpressung — der Statue verdient gemacht, hatten, und ließ das Kunstwerk im Louvre unterbringen. Der Moldauer und die Griechen versuchten nochmals die Herausgabe zu erwirken, doch vergeblich; die Türkei, die vielleicht etwas hätte ausrichten können, kümmerte sich nicht darum.

Als das Bildnis fortgeführt wurde, war es oberhalb des Gewandes in zwei Teile zerbrochen; der Nasenrücken war abgesprungen, doch konnte er infolge genügender Kenntnis der Form einer „griechischen Nase“ wiederhergestellt werden. Ohrläppchen, Kinn und Unterlippe wiesen ebenfalls Beschädigungen auf; die Brust und der Leib zeigten Spuren von der Hacke des Bauern. Alle diese Fehler hat man ausbessern können, nur die Ersetzung der abgebrochenen Arme ist ein bisher trotz aller Forschungen ungelöstes Problem geblieben. Man hat später verschiedentlich durch Grabungen die Arme zu finden versucht; auch König Ludwig I. von Bayern förderte die Nachforschungen, nachdem sein Sohn Otto in Griechenland gekrönt worden war; doch alle Bemühungen führten zu nichts.

Ebenso wenig hat man Bestimmtes über den Schöpfer und über die Bedeutung der Statue gefunden. Man hat sie Venus genannt, weil man sie vielleicht dem Praxiteles zuschreiben zu können glaubte, der eine Venusstatue geschaffen haben soll. Diese Vermutung ist aber unwahrscheinlich, weil weder Plinius noch Pausanias, die sonst eingehende Schilderungen der antiken Kunstwerke gaben, vom Vorhandensein einer Venus auf Milo etwas berichten.

H. E. Gehrke.



Fritz von Uhde: Der Heilige Abend.

Der Maler Wilhelm Trübner.

Zu seinem 10. Todestag; gestorben 21. Dezember 1917.



Wilhelm Trübner, der als Akademiedirektor in Karlsruhe lebte, ist durch seine Geschichtsbilder, seine Stilleben und seine Landschaften berühmt geworden. Seine Gemälde schmücken die Galerien und Museen von Deutschland und anderen Staaten



General Bem, der Held dreier Nationen.





Aufführung der „Dziady“ von Adam Mickiewicz in Warschau
Szene „Konrad in der Zelle“.

General Bem, der am Anfang des 18. Jahrhundertes den polnischen Aufstand (zuletzt als Oberkommandierender), dann unter Kossuth den ungarischen Aufstand als General mitmachte und schließlich in der türkischen Armee kämpfte, wird in diesem Jahre in Polen und Ungarn sehr gefeiert. Es hat sich ein Komite gebildet, um die Leiche des Generales nach Polen zu überführen.

Eduard Ran (Warschau), der beste polnische Boxer und der gewesene Meisterboxer der amerikanischen Armee Schleiffer.
Am 8. d. M. besiegte Ran den Amerikaner.

Kindermoden.

Sie summen genau so wie die Eltern brummen, unsere Kinder, insbesondere unsere Töchter! Tragen also fesch geschnittene Mäntel aus dem praktischen Velour de laine mit Biberettekragen und Manschetten in Braun, grün oder helleren Nuancen oder aus Ziblikasha, der besonders warm und weich fällt. Nach wie vor unverwüstliche Beliebtheit: marineblauer Wolltrikot für Kleider, mit roten Gürteln und roten Knöpfen, mit in roter Seide ausgeführten Zierstichen lebhaft geschmückt. Aber auch ein tiefes Bordeauxrot wird viel für Kinderkleider verarbeitet, weil es hübsch aussieht, heller wirkt und doch nicht heikel ist.

Die beste Gerberin. Einer der seltsamsten Posten, den bisher eine Frau innegehabt hat, ist Frl. Dr. Dorothy Jordan Lloyd aus Birmingham übertragen worden. Sie wurde mit einem sehr großen Gehalt zum Direktor der Untersuchungsstelle der Vereinigung britischer Lederfabrikanten ernannt, und man erhofft von ihren Versuchen den größten Nutzen für das Gerbergewerbe. Dr. Jordan Lloyd, eine Dreißigerin, die seit der Gründung nach dem Kriege der Untersuchungsstelle angehört, gilt als die beste Kennerin der Gerbungstechniken, die es in England und vielleicht auf der ganzen Welt gibt. Sie hat bereits wichtige Versuche ausgeführt, die das Verfahren außerordentlich verbesserten, und zahlreiche Abhandlungen über diesen Gegenstand verfaßt.

Erfolge deutscher Musiker in Paris. Der Dirigent der Reußischen Kapelle in Gera, Hofkapellmeister Professor Heinrich Laber, dirigierte in Paris das Pariser Philharmonische Orchester mit ausgezeichnetem Erfolg. Unter anderem wurde Bruckners Sechste Symphonie von dem achtzig Musiker zählenden Orchester dargeboten; sie erlebte damit ihre Pariser Erstaufführung. Da die Franzosen ihrer ganzen Wesensart nach Bruckner nicht besonders lieben, war diese Programmwahl ein gewisses Wagnis, das aber glänzend, gelang. Die Aufführung, die in der Pariser Presse als bahnbrechende Kulturtat bezeichnet wurde, fand eine äußerst beifällige Aufnahme bei dem den 3000 Personen fassenden neuen Pleyel-Saal dicht füllenden Publikum. Ebenso wie der Dirigent wurden auch die beiden Solisten Professor Strub-Weimar (Violine) und Gerda Nette-Berlin (Klavier) lebhaft gefeiert. Infolge seines großen Erfolges wurde Professor Laber zu einem zweiten Konzert nach Paris eingeladen, das noch im Laufe dieses Winters stattfinden soll.

Beeidigung der jüdischen Soldaten durch den Rabiner.

In Praga der Vorstadt von Warschau beeidet der Militär-Rabiner die jüdischen Soldaten des 36. Inf. Regiment.

Film

Kleine Lebensübersicht.

Von Ramon Novarro.

Kinder bereiten ihren Eltern in den meisten Fällen schwere Sorgen. Sehr oft sind diese Sorgen unbegründet, und die Eltern sollten deshalb nicht gleich verzweifeln, wenn ihre Kinder nicht so wollen wie sie, weil trotzdem die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie es später zu etwas bringen. Nach dieser Einleitung kann ich von mir zu sprechen anfangen.

Ich stamme aus Mexiko. Mein Vater war Arzt in Durango, wo ich am 6. Februar 1899 zum ersten Mal das Licht der Welt erblickte. Kurz nach meiner Geburt zog die Familie nach Kalifornien. Ich habe zwei Brüder. Der eine studierte Architektur, der andere beschäftigte sich mit dem Verwaltungswesen. Ich, der Dritte, war der, dessen Berufswahl meinem Vater viel Kopfschmerzen und Sorge machte.

Ich war kein dummes Kind. Bestimmt nicht! Ich war auch nicht unbegabt. Man fand sogar, daß sich bei mir ein zu großer Ueberschuß an Fähigkeiten geltend machte. Ich tanzte sehr gut, ich hatte eine gute Stimme und spielte bereits als Fünfzehnjähriger eine Anzahl Instrumente. Aber wenn man mich fragte, was ich denn nun eigentlich werden wolle, gab ich sehr dunkle Antworten. Ich hatte nämlich nicht die geringste Ahnung, wofür ich mich entscheiden sollte.

Da ich irgendeinen Entschluß fassen mußte, nahm ich bei passender Gelegenheit ein Engagement als Tänzer auf einer Varietebühne an. Später benutzte ich meine Stimme, um einige Couplets zum Besten zu geben und beschloß dann, Tanz und Gesang zu



vereinigen, was zur Zufriedenheit meines Direktors und des Publikums gelang.

Eines Tages erhielt ich in meiner Garderobe den Besuch eines Herrn. Der Besucher stellte sich als Gesangslehrer vor und setzte mir auseinander, daß ich mit meiner Stimme bedeutend mehr erreichen könne, wenn ich richtig und systematisch Gesangunterricht nähme. Er sagte mir nichts Neues. Ich hörte ihm höflich und aufmerksam zu und erwiderte, daß das alles ja recht gut und schön sei, aber wie er es sich vorstelle, wovon ich leben solle. „Dafür lassen Sie mich sorgen", gab mein Besucher zu meinem Erstaunen zur Antwort und zu meinem noch größeren Erstaunen sorgte er wirklich dafür, daß ich ein zweijähriges Stipendium bekam, um ohne Not leben zu können. Ferner bildete er mich umsonst aus.

Ich glaube, ich war damals nicht sehr dankbar. Denn schon nach einem Jahr ging ich auf und davon. Ich sang in Operetten und hatte bereits einen guten Namen, als mich mein Schicksal ereilte: ich verlor meine Stimme und mußte wieder umsatteln. So kehrte ich zu meinem ersten Beruf zurück, wurde von neuem Tänzer, und es ging mir dabei eine Zeitlang herzlich schlecht. Ich wanderte durch alle größeren Theater der Vereinigten Staaten, spielte an mehreren Bühnen kleinere Rollen, und eines Tages debütierte ich sang- und klanglos beim Film als Komparse.

Merkwürdigerweise fand man, daß ich ausgezeichnet für Intrigantenrollen geeignet sei. Wodurch man auf diese Einschätzung kam, ist mir heute noch schleierhaft. Leider ist es mir nicht gelungen, die Produktionen meiner damaligen künstlerischen Tätigkeit vom Erdboden verschwinden zu lassen. Nicht etwa, daß ich mich schäme, einmal Intrigant gewesen zu sein, es ist mir nur peinlich, einmal Rollen gespielt zu haben, die meinen heutigen vollkommen entgegengesetzt sind und die mir wirklich garnicht lagen.

Ich blieb also unentdeckt. Bis „es" plötzlich kam. Ich wurde in kleineren Rollen als lieber, guter Junge beschäftigt, und jetzt erst begannen Presse und Publikum auf mich aufmerksam zu werden. Der große Wurf aber, der mir endlich glückte, war die Rolle des Ben Hur, die mir der Regisseur Fred Niblo übertrug. Es ging nicht ohne Kämpfe ab. Die Filmwelt war einigermaßen erstaunt, als sie hörte, Fred Niblo habe sich diesen unbekannten jungen Mann ausgesucht, um eine der größten Rollen zu spielen, die der Film zu vergeben hatte. Man war allgemein skeptisch, doch der Erfolg, der dem Ben Hur zuteil wurde, ließ die Zweifler verstummen.

Nach dem „Ben Hur" spielte ich den jungen Marineleutnant in „Der Seeoffizier", weiter die nämliche Hauptrolle in „Der unsichtbare Feind" und zuletzt unter Ernst Lubitsch.

Vor einiger Zeit hieß es, ich beabsichtige, ins Kloster zu gehen. Ich möchte noch einmal feststellen, daß ich niemals dieses Verlangen hatte. Ich fühle mich viel zu frisch, arbeitsfreudig und lebenslustig und habe kein Verlangen, mein Dasein hinter Klostermauern zu verbringen. Ich hoffe, daß ich noch oft Gelegenheit haben werde, meinem Publikum angenehme Stunden zu bereiten.

Dauerwellen.

Die moderne Negerin hat keine besondere Zuneigung für ihr krauses Haar. Ihr höchstes Ideal ist das ganz glatte Haar, und seit ein Mittel erfunden worden ist, die Löckchen zu entfernen und das Haar vollständig glatt und anliegend zu machen, schämt sich die modern denkende Negerin, mit einem Krauskopf herumzulaufen. Sie begreift daher auch nicht die Einstellung der weißen Frauen, die ihr Haar ondulieren lassen, um es möglichst wellig und duftig zu bekommen. In ihren Augen sind Locken etwas Unschönes.

Als Doris Kenyon, die Hauptdarstellerin des neuen First-National-Films „Die Liebesfalle", der demnächst bei uns gezeigt wird, nach Los Angelos kam, wurde ihr eine junge, farbige Friseurin in die Garderobe geschickt, um ihre Frisur in Ordnung zu bringen. Das Mädchen sah voll Erstaunen auf die wellige, rotgoldene Haarflut des Stars und fragte: „Es ist wohl nicht nötig, daß Sie heute onduliert werden?"

Doris Kenyon lachte: „Weder heute noch sonst. Ich lasse mein Haar niemals ondulieren."

Das schwarze Mädchen sah ungläubig auf die lockige Frisur: „Wenn Sie Ihr Haar nicht ondulieren lassen, wie bekommen Sie dann die Wellen hinein?"

„Die bekomme ich gar nicht hinein. Gottseidank ist mein Haar von Natur aus so, und ich habe es deshalb nicht nötig, mir wegen meiner Locken Sorgen zu machen."

„O, wie schlimm," sagte das Mädchen bedauernd, „naturkrauses Haar ist doch schrecklich! — Wollen Sie nicht mein Haarglättungsmittel gebrauchen? In ganz kurzer Zeit sind Ihre Locken verschwunden. Sehen Sie, wie schön glatt mein Haar geworden ist!"

Doris Kenyon verzichtete dankend.



Das Geheimnis schöner Hände.

Von Pauline Starke.

In dem Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Totentanz der Liebe" spielt Pauline Starke als Partnerin Antonio Morenos die weibliche Hauptrolle.

Unsere Großmütter hatten ihre eigene Methode, mit der sie glaubten, schöne Hände zu erzielen.

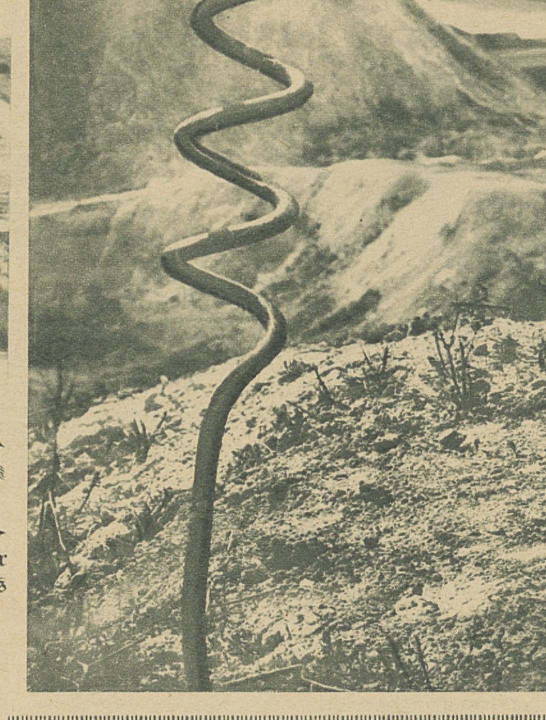
Sie trugen fast stets Handschuhe. Sie vermieden es, ihre bloßen Hände dem Sonnenlicht auszusetzen und schliefen sogar nachts in Handschuhen. — Sie waren überzeugt, daß ihre Hände dadurch weiß und weich würden. Möglicherweise war dies der Fall, aber die erzielte Schönheit war eine kranke Schönheit. Es ist unnatürlich, die Hand stets in ein Gefängnis zu pressen. Die schöne, gesunde Hand verlangt nach Freiheit, Luft, Sonne und Betätigung.

Durch das ständige Tragen von Handschuhen wird die Hand schlaff, und das ist bestimmt keine Schönheit. Die Haut kann durch den Gebrauch von Creme zart gehalten werden, aber die Muskeln unter der Haut müssen fest und straff sein. Bewegung und Massage kräftigen die Muskeln. Vor dem Schlafengehen nehmen Sie am besten eine nicht zu sparsam bemessene Dosis Goldcreme und reiben den Creme etwa fünf Minuten lang kräftig in die Haut ein. Dann spreizen Sie die Finger so weit wie möglich, halten jeden Muskel straff gespannt und lockern ihn wieder. Wiederholen Sie dies zwanzig oder dreißig Mal.

Das Alter einer Frau zeigt sich zuerst am Hals und an den Händen. Darum versäumen Sie es nicht, auf ihre Hände zu achten und sie durch regelmäßige Massage, durch Sonnenlicht und Luft, jung zu erhalten!.







Wie es heute im Kriegsgebiet aussieht

Bild oben: In den Dünen von Lombarzyde an der flandrischen Küste versinken deutsche Unterstände, einst Ziel englischer Monitore, langsam im Sand. Im Hintergrund der neuerbaute Leuchtturm von Nieuport ↑

Bild rechts: Die Höhe 108 bei Berry au Bac wurde seinerzeit durch eine riesige Sprengung vollkommen auseinandergerissen. — Blick von der Höhe über einen Teil der Sprengtrichter auf den Aisne-Kanal. In der Ferne der Höhenzug des Chemin des Dames →

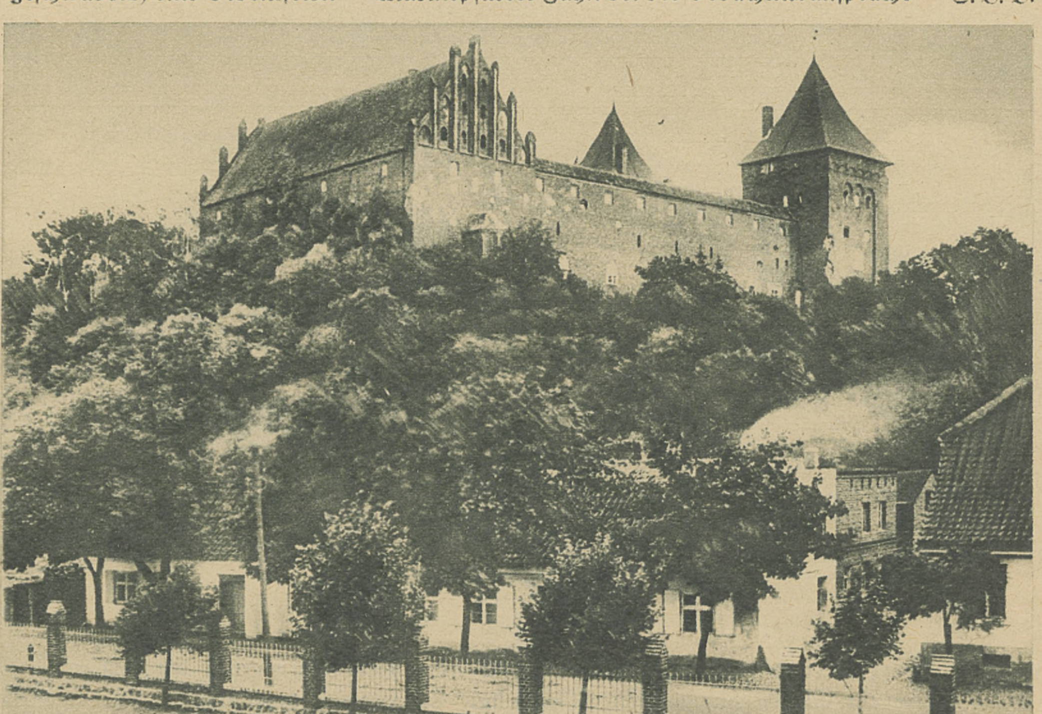


Ein Stahlgespenst. Die Trümmerreste vernichteter Tanks starren noch heute gen Himmel. Die Veröffentlichung dieser Bilder erfolgt nach dem demnächst im Frundsberg-Verlag erscheinenden Buch „Das unsichtbare Denkmal — 10 Jahre später an der Westfront", von Martin Ziese und Hermann Ziese-Beringer



Die Besatzung des deutschen Kreuzers „Emden" besuchte auf ihrer Weltreise Punta Arenas an der Südspitze Südamerikas und hielt auf dem dortigen Friedhof am Denkmal des Grafen Spee (1914 Führer des ostasiatischen Kreuzergeschwaders) eine Gedenkfeier. — Marinepfarrer Jahn bei der Gedächtnisansprache S. B. D.

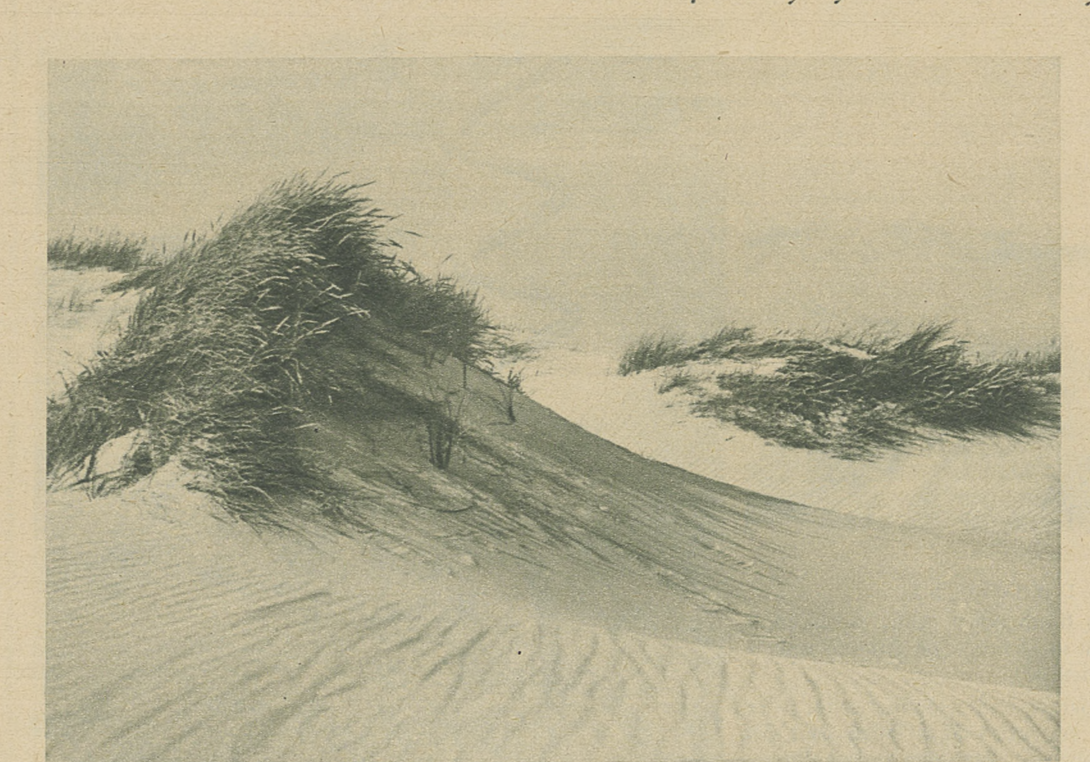




Die Instandhaltung alter Schlösser und anderer bedeutender Baudenkmäler ist notwendig, um auch den nachfolgenden Geschlechtern diese Erinnerungen an vergangene Zeiten zu erhalten. Oben links: Schloß Meersburg am Bodensee, im Jahre 1750 erbaut, wird zurzeit einem gründlichen Umbau unterzogen. Löhrich — Oben rechts: Auch die alte ostpreußische Ordensburg Neidenburg wird durch Wiederherstellungsarbeiten neu in Stand gesetzt Atlantic

Im Dünenland zwischen Marschen und Meer

Sonderbericht mit eigenen Aufnahmen
von Dr. R. Gutschow



Dünenlandschaft! Wir haben die Marsch hinter uns gelassen, den festen Boden mit Deichen und Dörfern, Warfen nennt man sie an der Küste, wir sind über Heideflächen, sandigen Grasboden hinausgewandert, jenen fernen weißen Gebirgen zu, die das Meer umstürmt. Es scheint auf einmal alles verzaubert um uns. Was ist groß, was ist klein? Es bleibt kein Maß dafür übrig in dieser ungeheuren Maßlosigkeit von Meer, Sand, Himmel und Sturm. Vom Sturm sind sie geschaffen, die Dünen, und der Sturm modelt sie fort, von Jahr zu Jahr, treibt sie tiefer ins Land, türmt steile Gipfel, ebnet einsame Täler. Man spürt wohl seine Macht, wenn man in winterlichen Tagen eine Wanderung in die Dünen wagt: wie Nadeln, spitze Nadeln, schlägt es einem ins Gesicht, die Luft ist grau von der Masse des umwirbelnden Sandes. An schönen Sommertagen liegt alles ruhig da, blendend in der Sonne, weiß wie eine glitzernde Schneelandschaft: ein einziges phantastisches Gewoge vor dem tiefblauen Meer.

Die Dünen sind ein Schutz vor den Fluten wie die Deiche. Aber weil der Wind sie wandern läßt, haben sich die Menschen von jeher bemüht, durch Pflanzungen ihnen einen beständigen Halt zu geben. Weithin sind die Hügel mit Strandhafer bedeckt, natürlicherweise oder nach künstlichem Plan.

Eine Düne reiht sich an die andere, jede hat ihre eigene kleine Welt

Im Innern dieser Welt gibt es trauliche Plätzchen, kleine Reiche, Landschaften für sich, eine „Schweiz im Kleinen". Da ist ein winziges Tälchen, ein Pfad schlängelt sich hindurch, an schilfbewachsenen Teichen vorbei, er verliert sich hinter einem Hügel, taucht wieder auf, scheint in unendlicher Ferne den Montblanc emporzuklimmen, und das Bild schließt eine Kette gigantischer Zacken — aber wer weiß: im nächsten Augenblick taucht ein Riese dadrüben auf, ganz neumodisch mit einem Bubikopf, nimmt auf den Gipfeln Platz und winkt lachend herüber — fahr hin, Illusion! Das ist ein lustiges Spiel, das man ewig wiederholen kann: sich so in eine hundertmal größere Welt hineindenken.

Oder man liegt nach dem Bade, sich sonnend, am Fuße eines Berges — da ist die Welt beinahe vergessen, und man glaubt mitten in den Himmel hineinzufallen, indessen aus der nächsten Nähe einschläfernd, süßbetäubend das Meer seine Sirenenlieder dazu singt.



Bild links:
Wie die Hand des Sturmes die Dünen zeichnet



Um den Fluten einen größeren Schutz entgegenzustellen, werden die dem Meer am meisten ausgesetzten Flächen mit Strandhafer bepflanzt



Bild rechts:
Einem verschneiten Gebirgszug gleich liegen die Dünen vor uns



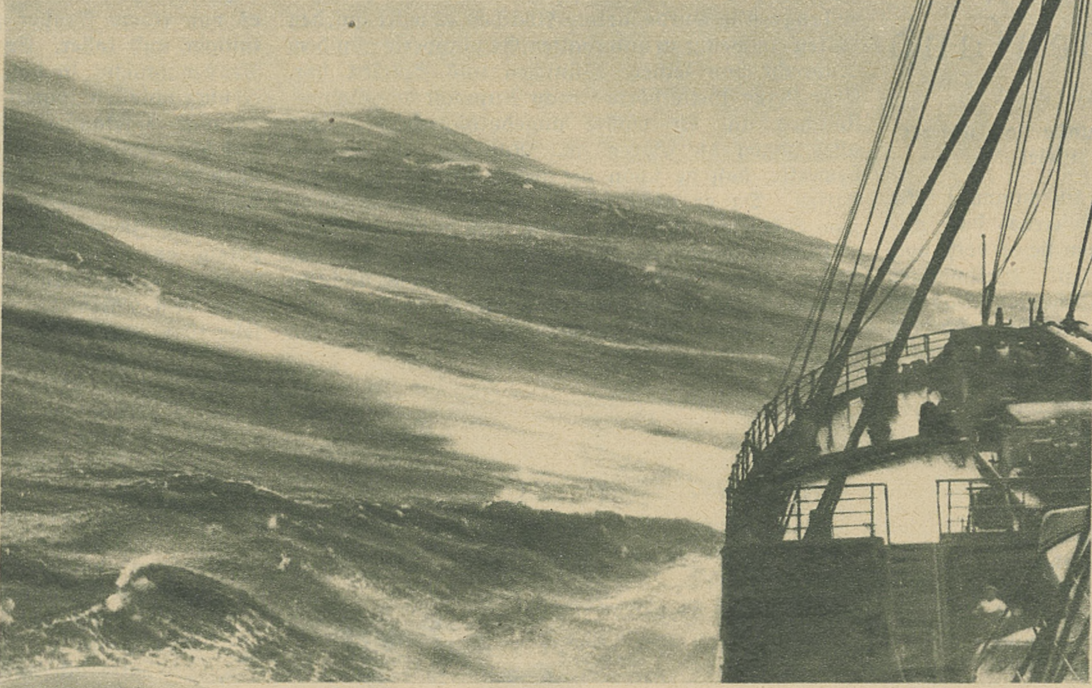
Wenn der Taifun rast—

Sonderbericht
von Felix Baumann
mit erstmalig hier veröffentlichten Aufnahmen

Wohl für alle Seeleute, die ihr Schiff durch die trügerischen Wasser des fernen Ostens führen müssen, gibt es kaum ein anderes Wort, das so unheimlich an ihre Ohren klingt wie das Schreckenswort „Taifun".

Wenn in den Monaten Juni, Juli, August und September der Fregattenvogel und der Albatros so hoch in die Lüfte steigen, daß die Wolken tief unter ihnen bleiben, wenn jene eigentümliche Schwüle und Stille herrscht, die langgezogenen, schwerrollenden Wellen herankommen und am Horizont das Unheil verkündende blasse Federwölkchen steht, hinter dem sich eine gelblich-braune Wetterbank heranschiebt, dann bricht es bald los mit ungestümer Gewalt. Das tobende Meer ist in eine weißschäumende Masse verwandelt, deren Gischt die Luft so verfinstert, daß man nicht vierzig Meter weit sehen kann, während das Geheul des Sturmes — Windstärke zwölf — und das Brausen der Wellen eine Verständigung mit dem nächsten Nachbarn zur Unmöglichkeit gestalten. Unter dem Druck der anstürmenden Wassermassen holt das Schiff stark über, rollt und stampft. Gewaltige Sturzseen überfluten es und richten oft große Schäden an Bord an. Doch plötzlich herrscht beinahe Windstille, die Sonne bricht durch die Wolken — der Mittelpunkt des Sturmes geht über das Schiff weg. Und ein Bild von unbeschreiblich großartiger, aber Schrecken erregender Naturschönheit offenbart sich dem Blick. Doch dann setzt der Taifun erneut mit furchtbarer Gewalt ein . . . . . .

Diese grausigen Drehstürme richten alljährlich in Ostasien große Verwüstungen an. Sie haben mit anderen asiatischen Wirbelstürmen die Hauptmerkmale gemein, insbesondere das Sichdrehen um einen Mittelpunkt, der dabei selbst beständig mehr oder weniger schnell fortrückt. Die Taifune wehen wie andere Drehstürme nicht stetig, sondern zeitweise in heftigen Stößen oder Böen und sind immer von schweren Regengüssen begleitet.



Die windstille Pause im Mittelpunkt des Taifuns. Mächtige Wellenberge rollen heran

Im Kreis: „Kabbelige" See, bei der die Wellen infolge der unregelmäßigen Winde von allen Seiten auf das Schiff zukommen; am Himmel fahle Wetterwolken



Taifunzerstörungen in Swatow, einem Handelshafen an der südchinesischen Küste

Signalmast (Wettersäule) auf dem „Bund" von Schanghai, an dem die Taifunwarnungen aufgezogen werden. Punkt zwölf Uhr mittags fällt der „Zeitball" (←) der Säule als Zeitangabe für die im Hafen liegenden Schiffe

Nach dem Urteil von Fachleuten ist die durch Verdunstung atmosphärischen Wasserdampfes freiwerdende Wärme die bewegende Kraft und erste Ursache der Taifune. Und berücksichtigt man, daß sie wie die Zyklone nur in den Monaten vorkommen, wo das Meer am stärksten erwärmt, die Luft darüber verhältnismäßig ruhig ist, so wird man begreifen, daß bei irgendeiner Störung dieser Verhältnisse, beim Eindringen eines kälteren Luftstromes, bei Wolkenbildung oder bei einer Bewegung der Luft in senkrechter Richtung, alsbald auch ein horizontales Herbeiströmen der schweren Luft von allen Seiten stattfinden muß. Gewittererscheinungen werden bei Taifunen nur selten beobachtet.

Heute werden die Seefahrer durch die Beobachtungen der Wetterwarten des berühmten Jesuitenklosters Zikawei bei Schanghai, die mit den Observatorien von Hongkong, Tsingtau, Manila, Baguio und Tokio in Verbindung steht, rechtzeitig vor den Taifunen gewarnt. Alle Schiffe richten sich nach den Sturmwarnungen von Zikawei, das mit dem Signalmast am „Bund" in Schanghai telephonisch verbunden ist.

Nach einem Taifun an der Bucht von Tokio

Schneeflöckchens Fahrt ins Erdenland

Ein Weihnachtsmärchen

Erzählt für unsere kleinen Freunde von unserer zwölfjährigen Leserin Liesel

War das eine Aufregung im Himmel! Am Himmelstor schüttelte Petrus das alte Haupt; so schlimm hatten sie es doch noch nie getrieben. Aber zu Weihnachten mußte man wohl ein Auge zudrücken. Das tat Petrus auch; er schloß sogar beide Augen, und bald verkündete ein sanftes Schnarchen, daß der Himmelswächter eingeschlafen war. Da schrak er auf. Eben wollte ein Menschenkind geradeswegs in den Himmel schlüpfen. Petrus erinnerte sich seiner Pflicht und rief: „Paß zeigen!" Das war ein weißer Papierbogen, auf dem so viel Kleckse waren, wie der Mensch Böses getan hatte. „Na, 99 Kleckse. Da geht's noch eben in den Himmel rein!" Als das zitternde Weiblein verschwunden war, klopfte sich St. Petrus an die Stirn: „Wie konnte ich nur schlafen? Daran ist nur das Weihnachtsfest schuld!" —

Oben im Himmelssaal liefen die Englein mit großen und kleinen Päckchen zum Weihnachtsschlitten und gaben sie dem Engel Gabriel, der alles fest auf den Schlitten band, damit ja nichts verloren ginge. Da wurde die Tür der Himmelsbackstube geöffnet, und zwei kleine Bäckerjungen kamen mit hochroten Bäckchen angelaufen, um ihre letzten Weihnachtsmänner in den Schlitten zu packen. Endlich war alles fertig. Die Engelchen standen vor dem Schlitten und warteten auf Knecht Ruprecht. Selbst das Christkind hatte sich zur Abfahrt eingefunden. Da kam der Alte mit einem Engelbuben, der den Großen und den Kleinen Bären am Zügel führte, angelaufen. Verlegen blieb er vor dem Christkind stehen und bat, es möchte seine Verspätung entschuldigen; er hätte einen Wunschzettel nicht finden können. Christkindchen sagte nur lächelnd: „Ja, ja, Pünktlichkeit kannst du doch nie lernen!" Unterdessen hatte das Engelbübchen die Bären vor den Schlitten gespannt. Knecht Ruprecht kletterte auf seinen hohen Sitz und wollte eben fortfahren, als das Christkind rief: „Ruprecht, ich meine, neben deinem Platz wäre noch ein Eckchen frei. Könntest du nicht einem Engelchen die Freude machen und es mitnehmen?" Sofort waren alle Engel um das Christkind versammelt und bettelten und flehten. Christkind übersah die Engelschar. Da bemerkte es ein Schneeflöckchen, das auch mit den Engeln zugeschaut hatte, jetzt aber verschüchtert in einer Ecke stand. „Komm nur, Schneeflöckchen, du sollst das Glück haben, die große Erdenreise mitzumachen," rief das Christkind und hob selbst das glückselige Flöckchen auf den Schlitten. Knecht Ruprecht brummelte etwas in seinen Bart und fuhr zum Himmelstor hinaus. Den schnarchenden Petrus fuhr er an: „Schlafmütze". Knecht Ruprecht und Petrus konnten sich nicht gut vertragen. Sie stritten sich immer um die Gunst des Christkindes.

Jetzt ging es die Milchstraße entlang. Schneeflöckchen hatte bisher ganz ruhig neben Knecht Ruprecht gesessen. Bald machte ihm die sausende Fahrt Vergnügen. Die alte Wildheit brach wieder hervor. Es saß nicht einen Augenblick still, und Knecht Ruprecht war nahe daran, das Flöckchen hier auf der Milchstraße abzusetzen. Was würde das Christkind aber dazu sagen? Er schnauzte also das Schneeflöckchen gründlich an, so daß es wieder ganz verschüchtert wurde. Doch dauerte es nicht lange, daß das Schneeflöckchen, das die Schelte schnell vergaß, auf dem Schlitten hin- und herhopste. Nicht viel hätte gefehlt, und es wäre herausgefallen. Das war dem Ruprecht denn doch zu bunt. Er nahm aus der Tasche seines Pelzmantels eine Schnur heraus, mit der er Schneeflöckchen festband. Nun mußte Flöckchen ganz still dasitzen. Das fiel ihm sehr schwer. Als es ihm aber gar zu langweilig wurde, meinte Flöckchen, es wäre gut, den Alten ein wenig zu unterhalten. Es plapperte nun dem Ruprecht von seinen Wünschen und Spielen vor. Eine kleine Weile hörte Knecht Ruprecht das Schneeflöckchen an. Er wollte ungeduldig werden. Da aber zogen die Bären an. Ruprecht sah auf und bemerkte, daß sie schon die größte Strecke zurückgelegt hatten. Da er nicht wußte, wie er Schneeflöckchen zum Schweigen bringen konnte, ließ er es gewähren.

Endlich waren sie auf der Erde angelangt. Vor einem hohen Hause hielten sie an. Schneeflöckchen wurde wieder freigelassen, und Knecht Ruprecht trat in die Stube ein. Schneeflöckchen blieb bei dem Schlitten stehen. Von der schnellen Fahrt war es ihm warm geworden, und ohne lange zu überlegen, zog es sein weißes Pelzmäntelchen aus. Da kam Ruprecht. „Willst du dich denn erkälten? Bei dem kalten Wetter im Himmelskleidchen herumzulaufen! Marsch, wieder angezogen!" Flöckchen mußte sich nun sein Mäntelchen wieder anziehen, so ungern es das auch tat. Jetzt fuhren sie weiter, und wo sie hinkamen, schneite es große weiße Flocken. Knecht Ruprecht sah wie ein Schneemann aus. Da mußte Schneeflöckchen lachen. Es wurde so übermütig, daß es von einem Fenster zum anderen sprang, immer lustiger und toller. Es hopste sogar in ein offenes Fenster hinein, so daß die Menschen erschreckt die Fenster schlossen, damit es nicht in die Stube schneie. Da war es gefangen, das kleine Schneeflöckchen, und fing bitterlich an zu weinen. Zum Glück hatte Knecht Ruprecht bei diesen Kindern noch seine Geschenke zu bringen, und Flöckchen konnte zur Tür hinausschlüpfen. Zu dem Schrecken, den es bekommen hatte, bekam es vom Ruprecht noch eine lange Strafpredigt für den Unfug. Als er ihm sogar drohte, alles dem Christkind zu erzählen, wurde Flöckchen sehr kleinlaut und saß die ganze Zeit über, in der Knecht Ruprecht von Haus zu Haus ging, artig in dem Schlitten. Als endlich Knecht Ruprecht alles zu den Menschenkindern gebracht hatte, war es völlig dunkel geworden. Die Bären zogen an, und fort ging's in den lieben Himmel hinein. Noch auf der Milchstraße hörte Schneeflöckchen die Weihnachtsglocken klingen, und es wurde ihm ganz feierlich zumute. Knecht Ruprecht wunderte sich, daß Flöckchen so artig war, und meinte, es hätte sich die Schelte so sehr zu Herzen genommen. Er hatte sich auch vorgenommen, dem Christkind nichts zu sagen; aber er würde Schneeflöckchen nie wieder mitnehmen. Als Flöckchen wieder im Himmel war, wurde es von allen Englein bestürmt, es solle doch von seiner Erdenreise erzählen. Das tat es auch, aber nicht so recht fröhlich, denn es mußte immer daran denken, ob Knecht Ruprecht dem lieben Christkind wohl von ihm erzählte. —

Im Himmel ging alles seinen gewöhnlichen Gang. Bis eines Tages das Christkind wieder zur Erde flog und die vielen, vielen Wunschzettel der Kinder holte. Nun fing ein eifriges Arbeiten an. Bis zur Erde drang der Duft der Pfefferkuchen und Schokoladenweihnachtsmänner, und die Menschen dachten ans liebe Weihnachtsfest. Wieder stand der Weihnachtsschlitten vollbepackt vor dem Himmelstor. Diesmal sollte ein kleines, schüchternes Engelbübchen mit Knecht Ruprecht zur Erde fahren. Christkindlein winkte noch, und der Schlitten fuhr ins Menschenland. Schweigsam saß der kleine Engel neben Ruprecht, und als es in sausender Fahrt die Milchstraße entlang ging, fing er sogar an zu weinen. Na, da machte Knecht Ruprecht ein langes Gesicht. Da war ihm Schneeflöckchen doch tausendmal lieber. Das hatte die ganze Fahrt geplappert, daß dem Alten noch die Ohren danach dröhnten. Als aber das Engelbübchen zu frieren anfing, da wünschte er sich doch Schneeflöckchen her. Solche Zimperlinge konnte er nicht leiden. Aber Mitleid hatte er trotzdem mit dem armen Ding. Er wickelte es in ein warmes Tuch und ging dann zu den Kindern. Wie erstaunt war Knecht Ruprecht, als er bald in jedem Haus die Worte hörte: „Wo ist denn das Flöckchen? Sollen wir dieses Jahr das Weihnachtsfest ohne Schneeflöckchen feiern?" Nicht nur die Kinder sagten das. Auch die großen Menschen waren enttäuscht. —

Als Knecht Ruprecht mit dem zitternden Engelbuben dem Himmel zufuhr, murmelte er: „Ach nein, diese Menschen! Hat ihnen Schneeflöckchen nicht nur Schabernack getrieben? Und doch wollen sie es wiederhaben. Na, mir soll es recht sein." Im Himmel erzählte er alles dem Christkind. Das sagte: „Also zum nächsten Weihnachtsfest nimmst du es wieder mit, das kleine Schneeflöckchen! Es ist auch gar zu lustig!"

Als Schneeflöckchen das hörte, jubelte es: „Nun bin ich doch nicht so unnütz gewesen! Die Menschen wollen mich wiederhaben."

Zum nächsten Weihnachtsfest fuhr Knecht Ruprecht mit Schneeflöckchen von Haus zu Haus, und die Glocken läuteten den Weihnachtssegen.



Die Englein sind eifrig dabei, die großen und kleinen Weihnachtsgeschenke für die Erdenkinder zu Knecht Ruprechts Abfahrt herbeizutragen
Nach einem Gemälde v. K. Plückebaum, mit Genehmigung der Photogr. Gesellsch. Berlin

Ate — Pusten!

Von Otto Boettger-Seni

Klein-Jochen hat etwas getan, was er mit seinen zwei Jahren nicht tun sollte, doch nur zu gerne tut — er hat sich als Erster am morgendlichen Kaffeetisch eingefunden und als nur zu energischer Selbstversorger die Zuckerdose ausgeräumt. — Die Mutter, darob zu Recht erzürnt, hat ihm einige — nach väterlicher Ansicht — recht zarte Klapse verabreicht, die in gar keinem Verhältnis zu dem infernalischen Gebrülle standen, die sie bei dem Empfänger auslösten. — Sich die in Mitleidenschaft geratene Stelle reibend, findet sich Jochen bei mir, dem stolzen Vater, ein, und es entspinnt sich folgender Dialog.

Jochen, laut greinend und den Hosenboden scheuernd: „Ate, Ate (Vater), Jockerli wehweh, Ate pusten!" — — —

Ich, in aufrichtigem Mitleid: „Wo hat denn Jockerli wehweh?" —

Er, mir kummervoll seine Rückfront weisend: „Ate, pusten, wehweh hier!"

Na, ich konnte natürlich nicht umhin, das in mein Heilvermögen gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Und Mutter bedauerte lächelnd, nicht malen zu können.



Ueberfleiß.

Von Ida Bock (Wien).

Von allen Uebeln das Aergste, ist das Ueber! Ich kann uns Frauen die Wahrheit nicht verhehlen, daß dieses Wort wie eigens für uns geprägt wurde. Wir sind sehr schlecht gegen uns selbst, aber — das wollen wir natürlich nicht einsehen! Wie ich zu dieser Ueberzeugung komme? In mir ist sie lange schon — immer möchte ich sagen: So und so oft macht man tausend Dinge für etwas verantwortlich, woran man doch zum großen Teil selbst Schuld trägt, denn ich beziehe mich unbedingt mit ein, hadere mit uns Frauen. Aber dann und wann wird eben durch irgend ein neues Erlebnis das schlummernde objektive Urteil aufgerüttelt, man steht dann einmal — für Augenblicke vielleicht nur — über der Situation, hat eine gewisse Distanz auch von sich gewonnen.

In der Woche vor Weihnachten war es, da hatte ich etwas mit einer Freundin zu besprechen, einer klugen, sogar recht modernen Frau. Ich klingelte also, höre einen erschrockenen Aufschrei, ein Hin- und Hergerenne — schließlich wird aber doch geöffnet — und ich blicke ehrlich verdutzt in das Vorzimmer, das ich sonst immer als einen sehr hübschen, geschmackvoll eingerichteten Raum kenne: ein Chaos! Nicht ein Möbelstück an seinem Platz, alles drunter und drüber — alle Zimmertüren offen, in den Zimmern das gleiche Bild vollkommener Zerstörung und mitten drin — ein Bild des Jammers, meine Freundin, wie Hannibal auf den Trümmern von Karthago!

„War bei Euch ein Erdbeben?" fragte ich ratlos, worauf meine Freundin mit schmerzverzogenem Gesicht stöhnt: „Du hast gut spotten, machst du denn nicht gründlich rein? Es ist doch Weihnachten!" ...Nun — und? Was hast du denn übrigens? Tut dir was weh?"

„Vor zehn Minuten bin ich von der Leiter herabgefallen, es ist ein Wunder, daß ich noch lebe!" stöhnt sie. — „Ja, sage mir — wozu tust du dir das an?" frage ich:. „Mußt du denn auf der Leiter herumkraxeln? Und überhaupt — das alles, muß denn das sein?" Ich zeige auf das Trümmerfeld.

„Wie du nur fragst — — man muß doch gründlich reinmachen! Und die Bedienerin hatte eben heute keine Zeit, die Fenster müssen doch oben gewischt werden und die Vorhänge ausgebürstet — —"

„Unbedingt in dieser Woche?"

„Wann denn? Als ob es nicht allgemein gebräuchlich wäre, daß man zu Weihnachten — zu Ostern —"

„Aber gerade in der Feiertagswoche sich so zu beschweren, da man ohnedies mehr zu tun hat, die ganze Hausordnung umzustoßen und sich vorher abzuplagen und nervös zu machen, damit wir ja nur völlig ungenießbar für uns und die Unseren in den Feiertagen werden? Wer dankt uns dann unseren „Ueberfleiß"? — Sie sah mich erstaunt an — und wurde nachdenklich. Wie unvernünftig sind wir Frauen doch mit dem falschen Festhalten an den gewohnten und jetzt noch dazu so sehr erschwerten Verhältnissen! Früher einmal, solange alles einfacher und bequemer war, man genug Personal hatte, sich Extrahilfen leisten konnte, wenn man da die großen Feste des Jahres mit einem Großreinemachen begann — also gut — es sollte zu den Feiertagen alles blitzen und blinken! Aber nun, wo man allein alles besorgen muß? Warum sich nicht ganz ehrlich sagen: Wichtiger als anderes ist, daß ich und die Meinen gesund und widerstandsfähig bleiben, ich mich also nicht überlaste und nicht vor der Zeit abnütze, weil ich notwendig bin auf meinem Posten, mich und meine Kräfte brauche! Ebenso wichtig aber ist es, daß ich meinen inneren Menschen schone, um nicht ungenießbar und widerwärtig für meine Umgebung zu werden, weil wir alle miteinander heute weniger Duldsamkeit, Rücksichtnahme und Geduld für einander aufbringen als früher.

Rein praktisch genommen: warum gerade vor den Feiertagen dieser Aufwand an Kraft? Man kann nicht so sorgsam aufräumen, weil alles schnell gehen muß! Es kommen Gäste, die Kinder wollen in der Ferienzeit etwas von ihrer Mutter haben. Warum also nicht ruhig mit der Tradition brechen und vernunftgemäß einfach nach den Feiertagen in aller Ruhe „gründlich" reinmachen. Da ist man nicht an einen bestimmten Tag gebunden, braucht sich nicht in „Ueberfleiß" zu zerreißen und Dinge zu tun, zu denen man nicht kräftig oder geübt genug ist! Man bekommt dann eine Hilfskraft viel eher, muß sich nicht „glücklich preisen", daß sie zu einem überhaupt kommt.

Wie damit geht es mit so vielen anderen Dingen auch! Was glaubt man oft alles in einen Tag hineinpacken zu müssen, atemlos, erschöpft, totmüde — noch dies — und noch das — und der Effekt? Daß man halbtot ist, die lieben Nächsten, in deren Dienst man sich abstrapaziert, nicht einsehen wollen, daß das alles um ihretwillen geschieht, wofür man ihnen natürlich sehr böse ist aus dieser inneren Gekränktheit heraus, sich bemitleidenswert findet, ein bedauernswertes Lasttier, das ausgenutzt wird. Aber — wenn wir erst einmal mutig den Stier bei den Hörnern packen und mit uns streng und ehrlich ins Gericht gehen, dann finden wir so und so oft, daß **wir** mindestens so schlecht gegen uns sind, wie die anderen. Und daß unsere eigene Unvernunft uns schädigt — vielfach ohne daß es uns jemand dankt! Was ich heute nicht machen kann, mache ich morgen, — oder übermorgen — oder auch erst in der nächsten Woche. Seitdem ich mir das als Motto aufgezwungen, hat mein Ueberfleiß mächtig abgenommen — zum eigenen Wohle — und zu dem der Meinen! Ich falle von keiner Leiter herunter — damit ist es lange vorbei!

———

„Die Küche der Zukunft".

Von Klara Ebert. Emil Pahl, Verlag für angewandte Lebenspflege, Dresden 1927. Geb. 4,50 Mark. —

Wenn Klara Ebert, die der Hausfrau und Mutter schon manch wertvolles Buch bescherte, ein Werk erscheinen läßt, das die Küchentätigkeit der Hausfrau zum Gegenstand hat, so wird damit einem dringenden, von vielen freilich noch garnicht empfundenen Bedürfnis abgeholfen. Kochbücher gibt es die Fülle, darunter auch solche, die für die Küche des einfacheren Haushaltes bestimmt sind; aber sie lassen fast alle die ernährungs-hygienische Seite der Sache außer acht, und gerade diese ist es doch, die das Amt der Hausfrau so verantwortungsvoll macht. Klara Ebert dagegen widmet fast die Hälfte ihres Buches den Ergebnissen ernährungswissenschaftlicher Forschungsarbeit namentlich des letzteren Jahrzehnts und läßt einen ihrer bedeutendsten gegenwärtigen Vertreter, den bekannten Ernährungsphysiologen Ragnar Berg in einem ausführlichen Kapitel zu Worte kommen. Was in diesem ersten Teil theoretisch erörtert wird, findet seine praktische Anwendung in den Kochvorschriften und Speisenzusammenstellungen des zweiten Teiles. Wenn diese auf fleischloser Grundlage aufgebaut sind, so soll damit nicht einem ausgesprochenen Vegetarismus, der ja an sich eine richtige Ernährungsweise durchaus nicht gewährleistet, das Wort geredet werden; es wird nur gezeigt, wie mannigfaltig u. schmackhaft auch eine rein vegetarische Kost sein kann. Außerdem sind die Fleischspeisen allen Hausfrauen bekannt, dagegen verstehen es nur wenige, durch Bevorzugung schmackhaft zubereiteter fleischloser Mahlzeiten eine Bereicherung des Küchenzettels und Hilfe für den leidenden Geldbeutel zu bringen, wie auch durch Einfügung roh zubereiteter Gerichte für ausreichende Zufuhr der so leicht zerstörbaren Ergänzungsstoffe zu sorgen.

MODE VOM TAGE.

Das moderne Nachmittagskleid.

Früher war es üblich, die eleganten Gesellschaftskleider, notdürftig oder garnicht verändert, als Nachmittags- oder Hauskleider „abzutragen". Eine unbegreifliche Gedankenlosigkeit, die jetzt kaum vorkommt, denn die Frau von Geschmack und Takt hat längst eingesehen, daß zerrissene Spitzen, unansehnlich gewordene Seidenrüschen, vergilbte Bänder ausrangiert werden müssen; man versucht erst gar nicht mehr minderwertiges Material wieder zu verwenden, die Zeit ist zu teuer geworden, selbst wenn eine besonders tüchtige Hausfrau ihre Garderobe selber herstellt. Sie macht in dieser Zeit, die sie früher für solch wertlose Nichtigkeiten verwendete, lieber brauchbare Sachen und zu diesen gehört unbedingt das Nachmittagskleid. Das anständige, solide Nachmittagskleid kann niemals aus einem abgelegten Feiertagskleid hergestellt werden, wenn dieses aus schwerer Seide, aus Samt oder einem anderen besonders eleganten Material gearbeitet ist. Ein leichter, einfarbiger Stoff, für die Uebergangszeit eignet sich am besten dazu, je unauffälliger, desto besser. Das Nachmittagskleid soll im Hause getragen werden, wenn die anstrengenden Hausarbeiten, Aufräumen, Kochen, Abwaschen usw. beendet sind. Mit dem Nachmittagskleid wird ein anderer Mensch angezogen; eine Ruhepause vollzieht die Trennung zwischen Hausfrau und Dame. Am Nachmittag will die gebildete Frau Besuche machen und empfangen, Besorgungen machen, ihre Korrespondenz erledigen, Handarbeiten, sie will nett und anmutig wirken, kein Aschenbrödel sein. Viele Frauen assistieren am Nachmittag ihrem Gatten, sind seine Sekretärin, Empfangsdame; dazu gehört ein gefälliges Aeußere, denn es hängt viel von dem Eindruck ab, den die Frau am Nachmittag auf Freunde und Fremde macht. Schwere Hausarbeit entschuldigt oft am Morgen ein etwas legeres Aussehen der Frau, besonders, wenn sie nicht mehr ganz jung ist, aber am Nachmittag muß sie unbedingt gut angezogen sein.

Für den Wintersport.

Die Sportmoden ändern sich nicht sehr. Für die Skidame nach wie vor am hübschesten und praktischsten der blaue Norweger. Die Mäntel aus weicher Angorawolle mit Wildledergürtel. Selbstverständlich gibt es keinen Sport ohne das hübsche, reizvolle Strickkleid, das in wunderschönen Variationen und Facons wohl für jeden Geschmack das Passende bringt. Sehr fesch zum Marschieren der karierte Wollrock, mit dazu passendem Woll- oder Kashajumper, oder die Wildlederkasak mit Aermeln Kragen und Manschetten aus dem Stoffe des Rockes.

Schmucksachen.

Die Schmucksachen und Kleinodien, welche augenblicklich getragen werden, machen einen Teil der Toilette aus. Da aber Perlen und Edelsteine sehr teuer sind, kann man auch zu Gesellschaftstoiletten Phantasieschmucksachen tragen. Diese sind aber auch nicht billig, und müssen von einem tüchtigen Fachmann gearbeitet sein; eine kundige Hand kann wahre Kunstwerke anfertigen. Die Steine werden in modernem Stil gesetzt: in geometrischen Linien, graziös gebogenen Linien. Perlen, die noch vor kurzer Zeit so beliebt waren, kommen aus der Mode. Das Metall ist an Stelle der kostbaren Steine getreten: Gold und Silber werden zu Halsketten, Ohrgehängen und Armbändern verarbeitet, und große Metallplättchen sind auf den Ringen angebracht. An Armbändern sieht man meist solche aus Gold; sie müssen breit sein. Die Frau, die sich nach der Mode richtet, muß deren verschiedene tragen, so daß ein Teil des Unterarms bedeckt wird. Die originellen Verzierungen passen besonders zu Sportkleidern. Wie man sagt, kommen farbige Sautoirs in Mode, welche zu den Phantasie-Schmuckstücken gezählt werden, obwohl auch echte Steine benutzt werden. Hierzu gebraucht man hauptsächlich Jade, Kristall, Amethyst und besonders Türkisen. Von diesen Steinen werden nicht nur Halsketten angefertigt, sondern auch Armbänder, Ohrringe usw., denn es ist Mode, daß alle Schmuckstücke, die man trägt, von derselben Art sind, und außerdem müssen sie mit der Farbe der Toilette harmonieren. Auch sieht man viele Cannées in Empirestil aus blauem Stein. Sie werden nicht nur als Brosche getragen, sondern auch als Schnalle am Gürtel. Ferner ist das Emaille wieder sehr modern. Onyx ist ebenfalls wieder in Gunst gekommen, sei es als Einfassung bei einem Diamanten, der an sich zu klein ist als Schmuckstück, oder als große Schnalle, auf Gold oder Platin montiert.

Die Ohrgehänge müssen nicht nur mit dem Teint der Trägerin übereinstimmen, sondern auch zur Frisur, zum Gesichtsausdruck usw., passen. Sie werden lang, ringförmig, in Gestalt von Plättchen oder von Knöpfen gemacht, und man sieht sie in Cornaline, Jade, Korallen usw. Die modernen Ringe haben große Steine und rundum kleine Diamanten.

M. N.



Die armen Dicken!



Gegen die Uebertreibung der Mode, die Schlankheit um jeden Preis fordert, setzen sich viele, deren Körper zur Leibesfülle neigt, nicht ganz mit Unrecht zur Wehr. Der berufene Fachmann, der Spezialarzt, spricht hier ein versöhnliches Wort.

Es naht die selige, die fröhliche Weihnachtszeit, allen Menschen ein Wohlgefallen, nicht zum wenigsten denjenigen, die sich auf den köstlichen Weihnachtskarpfen, die knusprige Weihnachtsgans und all die mannigfachen Formen des Weihnachtsgebäcks freuen. Für die armen Dicken bedeuten diese Tage der herrlichen Leckerbissen eine Verschärfung ihrer Qual; gleich jenem berühmten Tantalus werden sie die verlockendsten Gerichte stets vor Augen haben, ohne sich an ihnen ordentlich sattessen zu können.

Wenn jemand zum Schaden auch noch den Spott zu tragen hat, so sind es wahrlich sie.



Zwar sagt man, es gäbe drei Grade von Wohlbeleibtheit, einen ersten, in welchem sie noch schön wirkt, ein zweites Stadium, das komisch ist, und ein drittes, bei welchem das Lachen vergeht, dem Betrachter sowohl wie dem Betrachteten: der Grad, da es nichts mehr hilft, beschönigend von Korpulenz zu reden, wo man die Fettsucht schon offen bei ihrem häßlichen Namen nennen muß. In Wirklichkeit aber hat diese Einteilung heute kaum mehr Geltung. Während jede andere Art von Formveränderung des menschlichen Körpers mitfühlendes Bedauern auslöst, fordert die übermäßige Fülle fast immer zum Lächeln heraus, und sogar der mäßige Fettansatz, den ein Maler wie Rubens noch bewundernd darstellte, wird in unseren Tagen für unschön gehalten.

Dabei ist die Hauptfrage noch ungelöst: Wer ist eigentlich zu dick? Der, bei dem das gewöhnliche Körpergewicht übertrieben, das Normalgewicht



überschritten ist — das weiß doch jeder Mensch! Nur weiß kein Mensch, was das Normalgewicht ist. Zwar haben die Gelehrten herausgefunden, normal sei es, wenn das Fettpolster nicht mehr und nicht weniger ausmache, als ein Fünftel des Gewichtes des ganzen Körpers, oder daß man insgesamt so viele Kilogramm zu wiegen habe, als man Zentimeter über hundert messe. Aber sie haben vergessen, hinzuzufügen, ob diese Norm für Paris gelte, oder für Konstantinopel; gilt doch in allen Ländern und Zonen etwas anderes als abnorm, als zu dick!

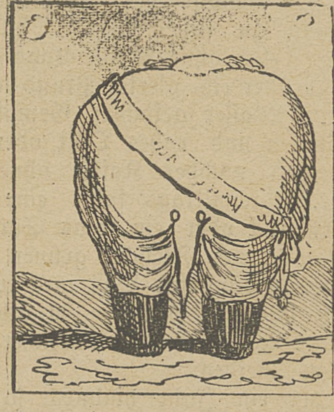
Dazu kommt noch, daß der Dicke nicht auch immer zu fett zu sein braucht. Gar manche Falstaff-Figur ist bloß durch übermäßige Auftreibung des Leibes bedingt und kann schon verschönt werden, wenn durch ableitende Mineralwässer-Trinkkuren eine Entgasung erfolgt. Andere Fälle leiden auch nicht an zuviel Fett, sondern an zuviel Wasser, an einem übergroßen Feuchtigkeitsgehalt ihrer Gewebe, und es genügt eine ausgiebige Entwässerung, etwa durch Schwitzkuren, um sie wieder schlank zu machen.

Die wirklich Fetten sind bedauernswerte Opfer einer Unordnung im Wirtschaftsbuche ihres Körpers. Während aber bei jeder anderen Bilanzstörung ein Zuviel an Ausgaben und ein Zuwenig an Einnahmen zum Bankrott führt, ist es hier umgekehrt. Diese Dicken nehmen zuviel ein und geben zuwenig aus. Die übermäßige Fettansammlung ist bei ihnen eine Folge der Mästung oder eine der Trägheit; und für gewöhnlich ist sie eine Folge von beiden.



Das muß aber durchaus nicht immer der Fall sein. Gerade Vielfraße sind oft ausgesprochen mager und nicht immer wird man dick, weil man faul ist. Im Gegenteil, man wird häufig genug erst faul, weil man dick, zu schwer beweglich und leicht ermüdbar ist. Das gilt namentlich für jene Fälle, bei denen die Fettleibigkeit tiefinnere, in der Konstitution gelegene Gründe hat. Der Körper verfügt über einen sehr komplizierten Mechanismus, der die Aufgabe hat, den Umsatz zu regeln: das System der „Drüsen mit innerer Sekretion". Ist dieses gestört, funktionieren insbesondere die Schilddrüse, der Hirnanhang, die Keimdrüsen nicht mehr so, wie sie sollen, so sinkt der Stoffwechsel und es entsteht die sogenannte „endogene" Fettsucht, die Fettsucht aus inneren Gründen.

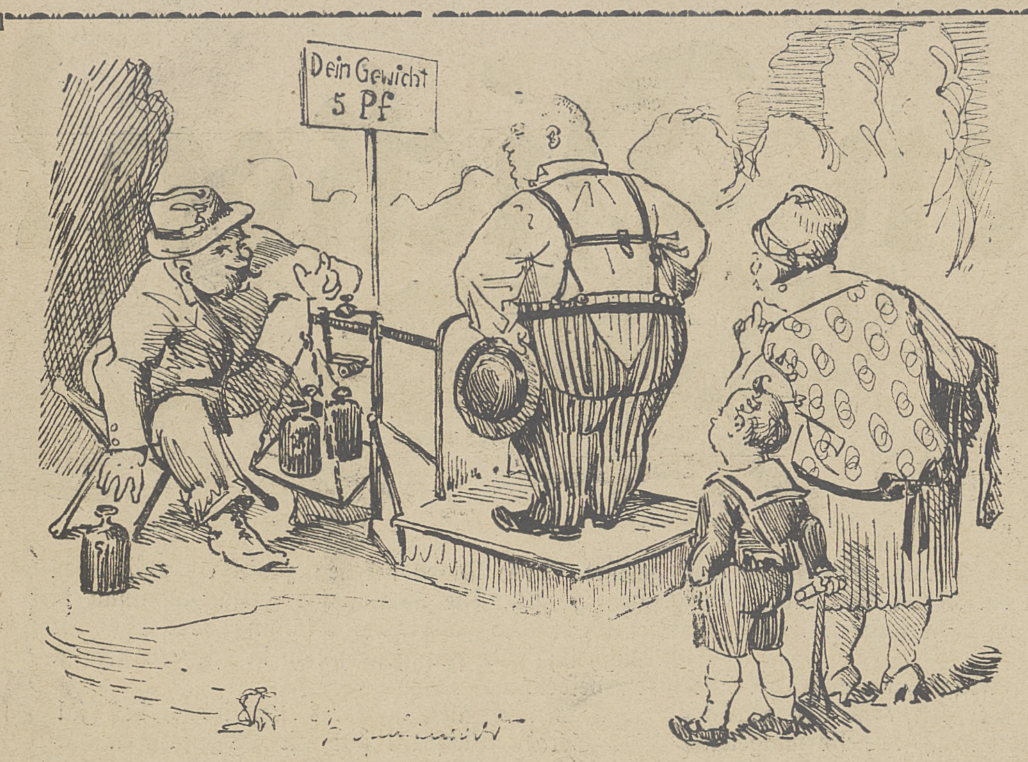
Für den armen Dicken ist es ziemlich gleichgültig, was ihn dick gemacht hat. Ob es mehr äußere oder mehr innere Gründe sind, er leidet schwer darunter, daß er zu schwer ist. Er leidet körperlich und seelisch. Körperlich, weil er durch seine Fülle gehemmt, behindert, weniger leistungsfähig, in der Tätigkeit seines Herzens und seiner At-



mungsorgane beengt ist; seelisch, weil sein Leiden nicht Mitgefühl auslöst, sondern Spott, ihn in seinem wirtschaftlichen Fortkommen Schwierigkeiten in den Weg legt, ihn um seinen Anteil am allgemeinen Lebensglück — nicht zuletzt auch am Liebesglück! — betrügt.

Es ist also durchaus nicht nur Eitelkeit, die den armen Dicken immer wieder nach Mitteln sehnsüchtig ausschauen läßt, um loszuwerden, was er des Guten zu viel hat. Nicht um schöner zu sein, als die anderen, nicht um durch Schlankheit aufzufallen, im Gegenteil, um nicht aufzufallen, gibt sich der Dicke solche Mühe, dünner zu werden.

Zu diesem Ziele führen verschiedene Wege, die sich nach den Ursachen des Leidens richten. Ist der Anlaß zur Störung im Körperhaushalt der Ausfall eines Drüsensaftes, so muß der Arzt feststellen, um welchen es sich handelt, und dementsprechend für Ersatz sorgen. Der Arzt allein ist dazu imstande. Nichts ist gefährlicher, als der Gebrauch stark wirkender Medikamente, zum Beispiel der Schilddrüsentabletten, auf eigene Faust und ohne sachverständige Kontrolle. Dieselben Mittel, die, richtig angewandt, wahre Wunder leisten, bewirken unter falschen Voraussetzungen oder unrichtig dosiert, wahre Schrecken.



Die Bescherung unter dem Weihnachtsbaum.





Herr Kazimierz (P. P. S.) Mitglied der Hauptwahlkommission (Sejmwahlen).

Wo aber zu liebevolle Ernährung und zu bequeme Lebensweise die Ursachen der Korpulenz sind, da ist der Weg zur Abmagerung natürlich auch ohne Führer nicht zu verfehlen. Schmalkost heißt das Rezept, bei welchem man aber nicht vergessen darf, daß die berühmte Kalorienlehre, wie so manche berühmte Lehre, nur zum Teil richtig ist: es kommt nicht einzig und allein auf die Menge der eingeführten Kalorien an. Die Kalorien der Eier z. B. gleichen einander wie ein Ei dem anderen, aber das hartgekochte Ei ist viel weniger verdaulich, als das kernweiche. Nicht die Menge der Nahrungsmittel allein ist aber maßgebend für den Menschen, sondern die Verdaulichkeit, der Anschlagswert, wie umgekehrt auch alle Speisevorschriften, die nur das Gegessene berücksichtigen und nicht auch den Esser, in der Luft hängen.

Eine brauchbare Speisekarte für Dicke hat Kisch aus Marienbad zusammengestellt: zum Frühstück lichten Tee ohne Milch und Zucker, zwei dünne Schnitten Brotes mit etwas magerem Fleisch und einem weichen Ei; im Laufe des Vormittags ein halbes Pfund nicht zu süßes rohes Obst; zum Mittagessen einen Teller ohne Mehleinlage zubereiteter Suppe, etwas über ein viertel Pfund mageres Fleisch, reichlich in Wasser gekochtes Gemüse, Salat ohne Oel, Gurken und rohes Obst oder ungesüßtes Kompott und nachher Kaffee ohne Milch und ohne Zucker. Nachmittags folgt eine Tasse Tee wie zum Frühstück oder ein Glas Sauermilch und abends wieder etwas Fleisch, grüner Salat, Gurken, rohes oder gedünstetes Obst und eventuell 50 Gramm eines mageren Käses. Zu allen Tageszeiten bleibt aber Alkohol, ein gefährlicher „Fettsparer", streng zu meiden.

Der Dicke, der ein Jahr hindurch so gelebt und dabei seinen Sauerstoffverbrauch durch Gymnastik und Sport tüchtig erhöht hat, wird zum nächsten Weihnachtsfest ein köstliches Geschenk erhalten: er wird furchtlos einmal über die Stränge hauen und ungestraft an dem Weihnachtskarpfen, an der Weihnachtsgans und an allen herrlichen Weihnachtskuchen teilhaben dürfen!

Dr. Peter Christ.



Zur Eröffnung des dritten polnischen Postamtes in Danzig.
Der Leiter der Post- und Telegraphendirektion Dr. Kazimierz Lenatowicz.

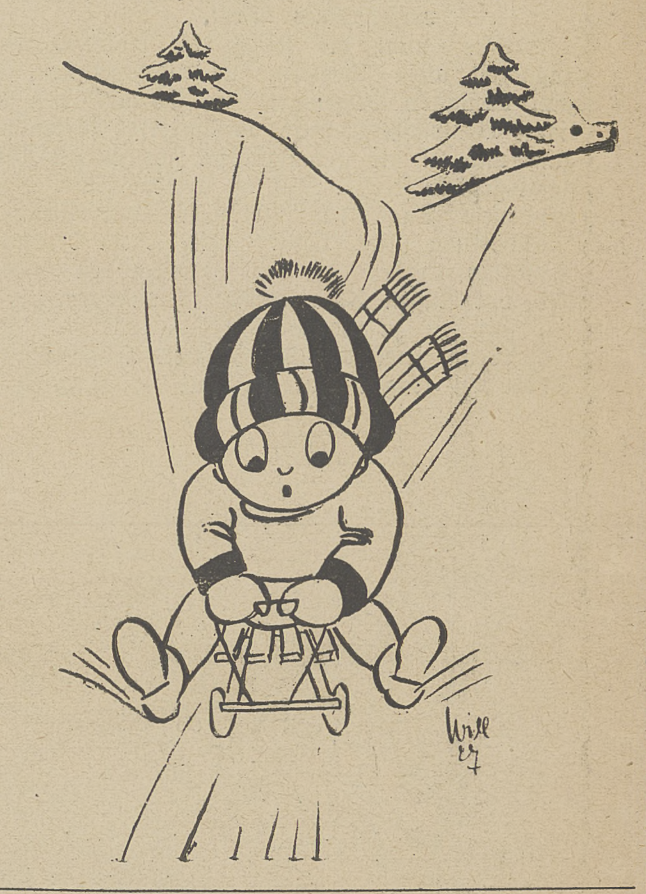
Die Julfeier des Bialaer Männergesangvereines.

Am Sonntag, den 18. d. M. fand im Hotel „Präsident" die Julfeier des Bialaer Männergesangvereines statt, die sich eines guten Besuches zu erfreuen hatte. Als Gäste waren Herr Vizebürgermeister Ochsner, Herr Dir. Schenk und Hutschinsky, aus den Kreisen der unterstützenden Mitglieder, Herr Dir. Dr. Kiesewetter, Herr Förster und Herr Lamprecht vom Bielitz-Bialaer Gesangverein, Herr Prof. Max, sowie Obmann Herr Wolf und Herr Chormeister Twardy vom Altbielitzer Gesangverein mit einer Anzahl von Sängern erschienen.

Nach der Begrüßung durch den Vorstand Herrn Hübler hielt Herr Dr. Paleciska die Julrede, nach welcher der Chor „Stille Nacht, heilige Nacht" zum Vortrag brachte. Sodann fand die Ringfeier des Mitgliedes Herrn Eugen Schreinzer, statt, der dem Verein 25 Jahre als aktives Mitglied angehört. Der Chor: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" schloß diese Feier ab. — Daran folgte die Verteilung der Weihnachtsgeschenke, womit der ernste Teil seinen Abschluß fand.

Im heiteren Teil gab es Vorträge des Juniorenquartetts, sowie heitere Vorträge der Mitglieder Geza Wolf, Obstl. Ladinger und Hilke. Zur Verschönerung des Abendes trug das Vereinsorchester unter der Leitung seines Dirigenten Herrn Krakowski viel bei.

Abrutsch! Vorsicht . . .!



Der Kanal-schwimmer

Roman von Karl Lütge

[13

Er riß den Brief in tausend kleine Fetzen. Diese ließ er achtlos aus dem einen engen Fenster seines Stübchens auf den in voller Ursprünglichkeit zu ihm in allerlei ländlichen Gerüchen hinaufgrüßenden Hof flattern.

Im Nebenzimmer stand Herr Hooft am Fenster und sah das Flattern von tausend Fetzen Papier aus Fred Bronnens Zimmerfenster. Daraufhin erschien er eilig im Zimmer Fred Bronnens und hatte ein besorgtes Gesicht.

„Einen Brief?" forschte er.

Fred Bronnen machte eine überlegene Geste, wandte sich zum kahlen Tisch und deutete auf ihn.

„Wieso?"

„Von der Amerikanerin?"

Nun mußte der Schwimmer lachen.

„Wie Sie das erraten können, lieber Hoofft!"

„Also doch?"

„Also doch? — Wieso?"

„Ich habe etwas Derartiges natürlich erwartet und dem Wirt eingeschärft, alle etwa für Sie abgegebenen Briefe mir auszuhändigen! — Sie verstehen meine Handlungsweise, zu der ich mich offen bekenne, hoffentlich richtig — —"

Fred Bronnen amüsierte sich.

„Das Brieflein habe ich trotzdem erhalten, und zwar von unserer lieblichen Wirtin! — Frauen sind immer auf seiten der anderen. — Sie verstehen mich hoffentlich auch richtig, lieber Hoofft?"

Theodor Hoofft griff nach seiner dicken Uhrkette, die sich über seinen mäßig gerundeten Bauch spannte und fingerte nervös an ihr. Seine Frauenabscheu kam zum Durchbruch. Er hielt eine große, erregte Rede, in die er all seinen Zorn auf die Frauen fließen ließ und sich insbesondere gegen die Wirtin des Gasthofes, gegen Miß Blank und deren Gesellschafterin als völlig überflüssige Begleiterscheinungen ihres Aufenthaltes am Cap Gris Nez aussprach.

„Jeder ernsthaft strebende Mann kommt wohl oder übel zu derselben Ansicht!" schloß er schwungvoll und setzte im Gefühl heimlichen Triumphs hinzu: „Sie auch, mein lieber Bronnen. Wenn Sie es sich auch selbst noch nicht eingestehen wollen und an die große Weltlüge von der Liebe glauben! Sie auch! — Der erste Anfang ist ja glücklicherweise bereits gemacht, indem Sie das zweifellos süße Epistel der nach Ihrer gestrigen Ansicht noch unbeschreiblich süßen amerikanischen Miß zerrissen haben, wie es sich für derlei Geschreibsel nur gehört — —"

— — — — — — — — — — — — —

Aber Herr Hoofft jubelte zu früh und teilte vorzeitig seine Lorbeeren aus.

* * *

Fred Bronnen schlief in dieser Nacht sehr schlecht auf seinem harten Lager. Er träumte von einer glänzenden Hotelhalle, in der er mit allen Ehrungen, wie ein Fürst empfangen wurde. Man verneigte sich vor ihm. Er strebte, geführt von einem feierlichen Ober, in den Speisesaal, saß an reichgedeckter Tafel neben einer wunderschönen Frau, sprach mit ihr über die angenehmsten Dinge

Fortsetzung auf Seite 588.

BRIEFMARKEN-UMSCHAU.

Die Arbeit auf Briefmarken.

Von M. Büttner.

Beim Blättern in seinem Markenalbum kann der aufmerksame Sammler die Beobachtung machen, daß namentlich seit dem Kriege, zum Teil aber auch schon vorher, auf den Postwertzeichen zahlreicher Länder immer stärker ein Begriff zur Geltung kommt, der sich als Gegenstand des Markenbildes früher kaum oder doch nur in wenigen symbolischen Darstellungen fand: die Arbeit in nahezu allen volkswirtschaftlichen Formen. Es liegt auf der Hand, daß dabei — besonders in einzelnen Staaten — die großen politischen Veränderungen die Bildung neuer Staatsformen, die Einflüsse des Sozialismus, Marxismus, Kommunismus usw. mitsprechen, nicht zuletzt aber auch die zunehmende Würdigung der Bedeutung eines allgemeinen wirtschaftlichen Wiederaufbaues.

Blicken wir uns in den einzelnen großen Gebieten der Arbeit um, so finden wir die weitverzweigte Gruppe der Industrie ungemein häufig auf Briefmarken vertreten. Kohle und Eisen, die wichtigsten Rohstoffe für alle industrielle Arbeit, haben auch im Bilde der Postmarke ihre Stätte gefunden. Auf den deutschen Wertzeichen von 1921 erschien eine Gruppe Bergarbeiter bei der Tätigkeit in der Grube. Der Sammler weiß, daß unter ihnen zuerst ein Linkshänder den Hammer schwang, bis er zwei Jahre später im umgedrehten Markenbild die richtige Handhabung gelernt hatte! Auch das kohlenreiche Saargebiet zeigt seit 1921 auf seinen Marken den Bergmann bei der Arbeit, Förderanlagen, den Kohlenhafen von Saarbrücken und ähnliches. Ebenso findet sich bei Polnisch-Oberschlesien, Jahrgang 1922-23, der Bergmann mit seinem Werkzeug.

Die Eisenerzeugung wird ebenfalls in den besonders dafür in Frage kommenden Gebieten auf Briefmarken vor Augen geführt. Wieder ist es z. B. das Saargebiet, dessen Postverwaltung Eisenhüttenwerke, Hochöfen, Fabriken, Drahtseilbahnen usw. abbilden läßt, oder Luxemburg, dessen 2-Franken-Wert von 1921 das große Hüttenwerk Esch zeigt. Die Eisenverarbeitung wird bei der erwähnten deutschen Ausgabe von 1921 durch eine Gruppe von Schmieden dargestellt, wie übrigens ähnlich bei Mittellitauen 1922.

Darüber hinaus kann man auf vielen Briefmarken große Werke der Industrie und der Technik bemerken: hervorragende Brückenbauten etwa bei Luxemburg, Monaco oder Honduras; einem kühnen Bahnbau ist eine ganze Markenreihe gewidmet (Ekuador 1908); für einen Zweig der modernsten Technik bilden die Funktürme auf einer Marke Guatemalas ein Beispiel. Die Erzeugnisse des Lokomotiv- und Waggonbaues wie der Werftindustrie. — Eisenbahnzüge, Dampf- und Segelschiffe aller Bauarten — sind so häufig auf Postwertzeichen anzutreffen, daß man nicht erst Beispiele zu nennen braucht. Der Luftschiff- und Flugzeugbau stellt sich neuerdings diesen Arbeitsgebieten an die Seite.

Einen breiten Raum nimmt in der Philatelie auch die Landarbeit ein. Säerinnen und Säemänner finden sich etwa auf Marken von Frankreich, Mittellitauen, Polen und anderen. Die Arbeit am Pflug ist z. B. dargestellt bei Bayern, auf dem deutschen 20-Mark-Wert von 1921, ferner auf Marken Frankreichs, Argentiniens, usw. Schnitterinnen und Garbenbinderinnen bemerkt man bei Deutschland, Ungarn, Portugal, Bulgarien oder China. Auch Rußland und Brasilien haben die landwirtschaftliche Arbeit wiederholt durch entsprechende Markenbilder geehrt. Namentlich mehrere russische Postwertzeichen mit proletarisch anmutenden Gestalten erinnern an die Zeit der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte.

Die vielseitige Tätigkeit des Handwerks wird wenigstens in einigen seiner Arbeitsgebiete ebenfalls auf Briefmarken vergegenwärtigt, so beispielsweise in einer Weberin bei Estland, die Spinnerei und Handweberei bei Rumänien, die Töpferei bei Frankreich; Korbflechter und Holzarbeiter, Darstellungen der Kautschuk- und Palmölgewinnung sieht man bei Belgisch-Kongo. Ueberhaupt wird die Erzeugung, Ernte und Verschiffung der Landesprodukte auf vielen überseeischen Postmarken geschildert und damit anschaulich auf die bedeutsame Arbeit des Export-, Uebersee- und Großhandels hingedeutet. Ein gutes Beispiel dafür sind die schönen Marken des portugiesischen Mozambique, auf denen an den Anbau und die Gewinnung von Mais, Kautschuk, Kaffee, Zucker, Tabak, Kopra, Baumwolle, Sisalhanf, Elfenbein, Orangen etc. erinnert wird.

Daß endlich auch großen Geistesarbeitern, hervorragenden Männern des Schrifttums und der Wissenschaft, immer häufiger Denkmäler auf Briefmarken gesetzt werden, weiß der Sammler von manchen Proben aus jüngster Zeit. Deutschland feiert so u. a. seinen Goethe, Schiller, Lessing, Kant, Leibniz, Frankreich seinen großen Chemiker Pasteur, Italien seinen Physiker Volta, Rußland den Radiotechniker Popoff, Bulgarien, Portugal, Spanien, Italien und Ungarn mehrere ihrer großen Dichter, die Vereinigten Staaten ihren Benjamin Franklin — eine Reihe, die noch lange fortgesetzt werden könnte. In diesem Zusammenhang sei schließlich erwähnt, daß gewissermaßen sogar die internationale Arbeiterbewegung auf Postmarken zum Ausdruck kommt: In Ungarn erschienen 1919 während der Räteherrschaft Marken mit den Bildnissen der Sozialistenführer Karl Marx und Friedrich Engels, in Sowjetrußland Marken mit der Inschrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!", mit Darstellungen eines Streikumzuges und einer Volksversammlung.

Hier sollten nur einige Hinweise und Beispiele gegeben werden. Eine umfassende philatelistische Berücksichtigung dieses Gebiets würde die Schaffung einer interessanten Sondersammlung ermöglichen und darin den Beweis erbringen, daß die Arbeit in all ihren Erscheinungsformen und Auswirkungen sich im Bilde der Briefmarke lebendig und eindrucksvoll widerspiegelt.



Neue französische Marken mit Ansichten berühmter französischer Kulturstätten. Mitte: Die Kathedrale von Reims. Links: Der Triumpfbogen in Paris. Pont du Gard, ein altrömischer Aquädukt bei Nimes. Rechts: Der Hafen von La Rochelle. Mont Saint-Michel, eine französische Kirchenfestung im Kanal.

Wieviel Briefmarken werden verbraucht?

Vor kurzem hat der Weltpostverein eine Statistik über die Anzahl der im Jahre 1925 in den verschiedenen Ländern verbrauchten Postmarken und deren Wert in Goldfranken veröffentlicht. Weit an der Spitze marschieren demzufolge die Vereinigten Staaten mit 22 Milliarden Briefmarken im Werte von 2,7 Milliarden Goldfranken. Es folgt Großbritannien, wo insgesamt für 840 Millionen Goldfranken an Marken verbraucht wurden; die Stückzahl wird hier leider nicht angegeben. Ebenso nicht bei Deutschland, wo 1925 rund 762 Millionen Goldfranken für Briefporto ausgegeben wurden, so daß es an dritter Stelle steht. Darauf folgen Frankreich mit 3,9 Milliarden, Italien und Japan mit je 1,5 Milliarden, Oesterreich mit 550 Millionen, die Schweiz mit 537 Millionen, die Niederlande, mit 510 Millionen, Spanien mit 399 Millionen verbrauchten Postwertzeichen. Interessant ist aus der Statistik noch, daß z. B. die Türkei in dem genannten Jahr 4,105 Millionen Goldfranken für Briefmarken vereinnahmt hat, d. h. weniger als der Freistaat Danzig mit 4,215 Millionen Franken!

Der Kammersänger als Markensammler.

Der bekannte Sänger Leo Slesak bekennt sich in seinem neuen lustigen Buch „Der Wortbruch" auch als leidenschaftlicher Markensammler und läßt sich darüber u. a. in folgender Weise aus: „Ich verdanke meinen lieben Marken unsagbar viel glückliche Stunden der Zerstreuung und Ablenkung von allen Sorgen und Berufsplackereien. Wenn ich eine große anstrengende Rolle gesungen habe, so recht abgespannt heimkomme, mich dann zu meinen Marken setze, werde ich wieder ganz frisch und fröhlich vergesse Zeit und Ort. Eine schiefgeklebte Marke kann mich zur Verzweiflung bringen. Fingerabdrücke und Gulaschsaftflecke im Album machen mich rasend. „Nur immer rechtgeben — nicht widersprechen — sein Zustand wird sich in Bälde bessern." Das sind so die Redensarten, die meine Freunde führen, wenn sie mich bei meinen Briefmarken antreffen. Sie wollen damit sagen, daß ich blödsinnig geworden bin und man einen Idioten nicht reizen soll. Aber ich lache mir ins Fäustchen, ich bin ja doch der Gescheitere. Das ist die echte, rechte Sammlerfreude, wenn sich Blatt für Blatt füllt, wenn man seine Sammlung wachsen sieht und immer wieder ein schöneres Exemplar findet, um damit ein schlechteres zu ersetzen."

Ein Briefmarken-Museum in Finnland.

In der finnischen Hauptstadt Helsingfors wurde vor einigen Wochen ein Postmuseum eröffnet, von dessen fünf Abteilungen die eine den Briefmarken gewidmet ist. Die darin untergebrachte Sammlung umfaßt vorläufig etwa 18000 Stück und ist nach den Angaben eines deutschen Markenkataloges geordnet. Die zunehmende amtliche Würdigung der Philatelie kommt auch in dieser neuen Einrichtung wieder zum Ausdruck.

TECHNIK.

Das Neueste von kurzen Wellen.

Von Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Wohl auf keinem Gebiet der Technik ist in wenigen Jahren ein derartig erstaunlicher Fortschritt erzielt worden, wie auf dem der Telegraphie und Telephonie mit kurzen Wellen. Kurz nach der Einführung des Rundfunks galten noch die damals üblichen Wellen von 300—500 Meter als kurz. Unter 300 wagte man sich kaum hinunter, die Empfangsschwierigkeiten wurden da sehr groß. Zwar wissen wir, daß Heinrich Hertz bei seinen klassischen Versuchen, mit denen er die ganze Hochfrequenztechnik begründete, Wellen von sehr geringer Länge erzeugt haben muß; auch die Wellen, mit denen Marconi seine ersten gelungenen Telegraphierversuche anstellte, waren unbedingt sehr kurz. Aber damals gab es noch keine Einrichtungen zur Messung, und die technische Entwicklung schien auf immer weitere Vergrößerung der Wellenlänge hinzusteuern. In dieser Beziehung haben nun die letzten fünf Jahre einen entscheidenden Umschwung gebracht. Hatte man im Kriege eine Station von 1000 Kilowatt Leistung gebaut, lediglich um nach Amerika zu telegraphieren, so gelang jetzt dieselbe Leistung mit einigen Watt Schwingungsenergie, also einigen Millionsteln der früher notwendigen Leistung. Dieses Wunder haben die kurzen Wellen vollbracht. Scheute man früher das Gebiet sogar von 200—300 Meter, so haben amerikanische Amateure kühn versucht, in das gänzlich unerforschte Gebiet von 10—100 Meter einzudringen. Der Erfolg war geradezu verblüffend. Es wurden ungeahnte Reichweiten erzielt, Australien-Europa z. B. mit lächerlich geringen Energien. Die riesigen Antennenanlagen und die Hochfrequenzmaschinen von vielen Kilowatt Leistung wurden nun mit einem Schlage überflüssig. Mit 5 Watt Sendeenergie konnte man überallhin telephonieren und erst recht telegraphieren. Ein zwischen zwei Telegraphenpfählen in 5 Meter Höhe über dem Boden ausgespannter Draht von wenigen Metern Länge genügte als Antenne.

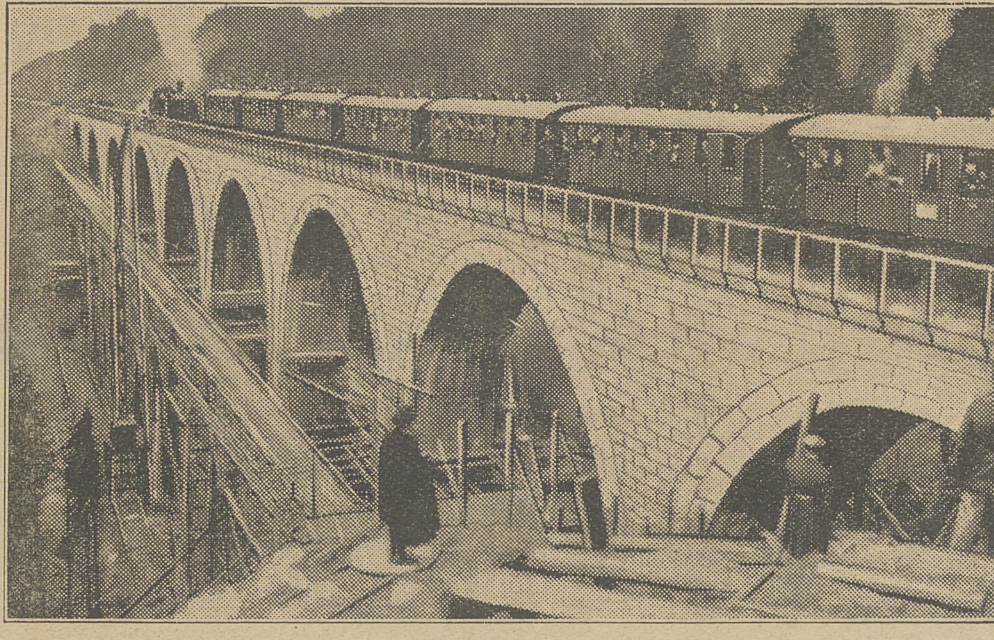
Die Kurzwellen-Telephonie oder -Telegraphie hat vor allen längeren Wellen einen großen Vorteil voraus: Sie scheint ganz frei zu sein von atmosphärischen Störungen. Wir kennen diese ja heute alle dank der Verbreitung des Rundfunks. Sie können den Fernempfang ungenießbar machen und heben ihn im Sommer fast ganz auf. Die Telegraphie ist da etwas besser daran, weil es bei ihr nicht auf genußreichen Empfang ankommt, sondern nur darauf, daß man überhaupt den Sender hört. Aber immerhin leidet auch sie ganz erheblich unter diesen Störungen. Deswegen bieten hier die kurzen Wellen besondere Vorteile, die so beträchtlich sind, daß sich schon heute der größte Teil der drahtlosen Telegraphie auf den Wellenlängen etwa zwischen 11 und 75 Meter abspielt.

Mit wie einfachen Mitteln hier gearbeitet werden kann, zeigt ein Versuch, der gelegentlich der diesjährigen Physikertagung in Bad Kissingen unternommen wurde, besonders deutlich. Die Luftfahrt-Versuchsanstalt in Adlershof hatte ein Flugzeug dorthin entsandt und stand mit ihm dauernd in telegraphischem Verkehr auf Welle 45 Meter. Als Sender diente lediglich eine moderne Empfängerröhre, die also eine Schwingenergie von weniger als 1 Watt hergeben konnte. Der Empfänger war auch sehr einfach; er bestand aus einem Audion mit 3 Stufen widerstandsgekoppelter Niederfrequenzverstärkung, also etwa dem, was verschiedene Fabriken von Radioapparaten als Ortsempfänger liefern. Die Antenne des Flugzeuges bestand aus einem quer über die Flügel gespannten Draht, der sich, als das Flugzeug am Boden stand, nur wenige Meter über der Erde befand; und trotz dieser mehr als primitiven Sende- und Empfängereinrichtung konnte das Flugzeug in Kissingen, noch auf dem Boden stehend, den Adlershofer Sender mit vollkommen ausreichender Lautsprecherstärke empfangen!

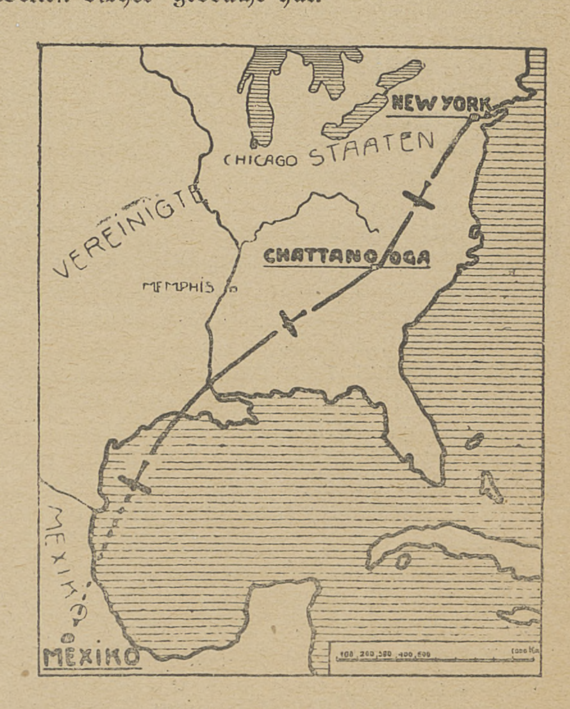
Es wird wohl kaum lange dauern, daß auch der Rundfunk auf den Bereich der kurzen Wellen verlegt wird. Alle Gründe sprechen dafür; allerdings würden dann die sämtlichen in Europa vorhandenen Empfänger unbrauchbar. Das ist natürlich ein schwerwiegendes Hindernis, das aber wohl eines Tages überwunden werden wird. Man denke, daß jetzt in Europa auf dem Wellenband von 22 bis 600 Meter rund 100 Sender tätig sind, die sich außerordentlich bedrängen, weil sie durch einen viel zu geringen Abstand voneinander getrennt sind. Auf dem Wellenband von 10 bis 20 Meter dagegen lassen sich gerade fünfmal so viel Sender unterbringen, wenn man den gegenseitigen Abstand sogar verdoppelt. Dabei fallen noch die sowohl in der Anlage als auch im Betriebe kostspieligen Sendeanlagen, von denen jetzt jede über eine Million Mark kostet, vollkommen fort. Auch der nicht unbeträchtliche Stromverbrauch der jetzt gebräuchlichen großen Sender geht nahezu auf Null zurück. Das sind wirtschaftliche Erwägungen, die ein sehr ernstes Wort sprechen und denen man sich auf die Dauer doch nicht entziehen kann. Uebrigens besitzen die kurzen Wellen gewisse technische Vorteile. Der Fernempfang unseres gewöhnlichen Rundfunks leidet bekanntlich sehr unter der Störung des Fadings, d. h. des zeitweiligen Verschwindens des Empfanges. Die kurzen Wellen haben nun sogar drei verschiedene Arten von Fading, aber hier scheint es ein ausreichendes Hilfsmittel zu geben, nämlich eine entsprechend gebaute Antenne. Bewahrheitet sich diese von der Forschung neuerdings entdeckte Tatsache, so wäre dem Kurzwellenrundfunk ein ganz bedeutender Vorsprung gesichert.

Die Wellen von weniger als etwa 10 Meter Länge bis hinunter zu $1/2$ Meter kommen vor allen Dingen für die Telegraphie in Betracht. Es lassen sich bei ihnen nämlich mit Leichtigkeit Spiegelvorrichtungen anbringen, die es ermöglichen, eine Telegraphie in genau vorher bestimmter Richtung zu betreiben. Es ist ja viel Arbeit daran verwendet worden, die Funktelegraphie geheim zu halten, bisher aber ohne einen wirklichen Erfolg. Das günstigste Ergebnis konnte man noch mit gerichteter Telegraphie erzielen, die genau auf den Empfänger zu geht und sich an anderen Orten nicht auffangen läßt. Dazu ist aber eine Spezialeinrichtung notwendig, und das Ganze wirkt dann wie ein drahtloser Scheinwerfer. Auch der Scheinwerfer beleuchtet nur die Fläche, auf die er gerichtet ist, und nicht die übrige Umgebung. Eine solche drahtlose Spiegelvorrichtung besteht lediglich aus einer Anzahl von Drähten, die parallel zueinander in Form eines Paraboloids aufgehängt sind. Jeder Draht ist genau auf die Wellenlänge abgestimmt, und das Ganze reflektiert die Wellen ebenso wie der Spiegel eines Scheinwerfers. Da aber die Abmessungen eines solchen Spiegels im Verhältnis zu der Wellenlänge stehen müssen, so waren sie bei den Wellenlängen, welche die Telegraphie bisher verwendete, unmöglich, wenngleich Versuche in der Richtung, z. B. von Marconi, gemacht worden sind. Bei Wellen von 10 bis 1.5 Meter bereitet die Einrichtung gar keine Schwierigkeiten, und es ist anzunehmen, daß die Telegraphie in nächster Zeit ganz auf diese kurzen Wellenlängen verlegt werden wird.

Die Erzeugung kurzer Wellen bis zu 20 Zentimeter hinunter miit den heute allgemein üblichen Elektronenröhren war bisher mit Schwierigkeiten verbunden, außerdem die erzeugbare Energie zu gering, denn diese kurzen Wellen dienen bisher hauptsächlich medizinischen Zwecken, und hierbei kommt es auf die verfügbare Energie sehr an, ganz im Gegensatz zur neuesten Entwicklung der drahtlosen Technik. Das Mittel, mit dem man diese Schwierigkeit beseitigt hat, ist merkwürdig genug. Die Elektronenröhre als Schwingungserzeugerin wurde verlassen, und man kehrte zu den ältesten Instrumenten, der von Heinrich Hertz verwendeten Funkenstrecke, zurück. Sie wurde allerdings modernisiert, so daß nicht mehr, wie bei den Hertz'schen Versuchen, nur wenige 100 Funken in der Sekunde übersprangen, sondern deren Zahl konnte bis auf einige 100.000 gesteigert werden. Hierdurch gelang es, Schwingungs-Energien von etwa 70 Watt, wie sie für medizinische Zwecke notwendig waren, zu erzielen. Diese Entwicklung ist ebenso merkwürdig wie alles andere, was uns die Technik der kurzen Wellen bisher gebracht hat.



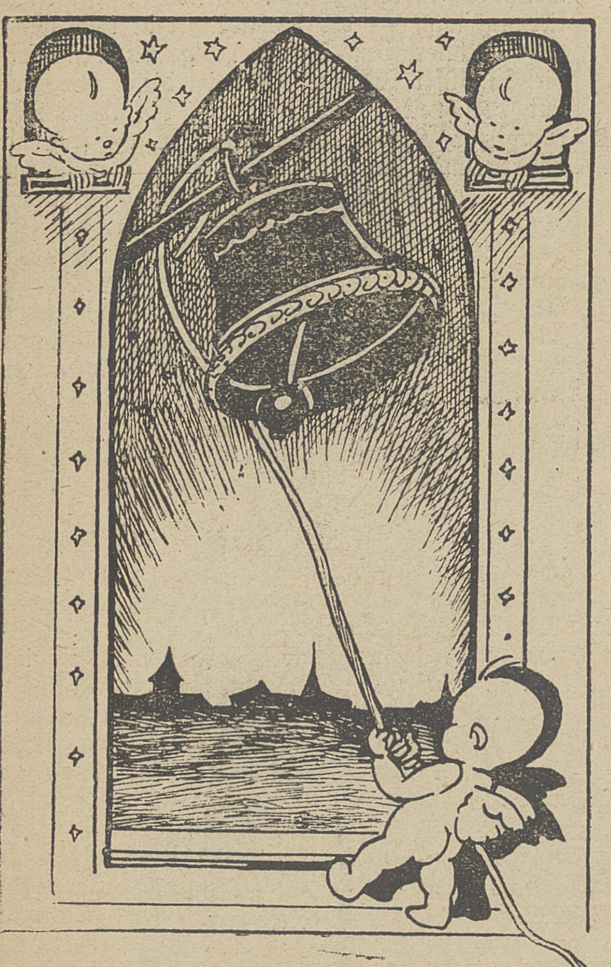
Die größte Steinbrücke Europas.
Eröffnung des Viadukts über die Ravennaschlucht. Am 14 Dezember wurde der neue Talübergang über die romantische Ravennaschlucht im Hochschwarzwald in Betrieb genommen Die Höhe des Viaduktes über der Erdoberfläche beträgt etwas über 40 m, die Länge der Brücke insgesamt 224 Meter. Die imposante Brücke überschreitet die tiefe Schlucht mit 9 Bogen von je 20 m Spannweite.



Lindberghs Mexikoflug.
Die Flugroute.

Wintersport in den Beskiden.

Die Weihnachtsglocken läuten . . .



Das Spiel kann beginnen: über schneebedeckter Landschaft geht der Vorhang auf. Die Natur hat ihr weißglitzerndes Winterkleid angelegt; Felder, Wiesen, Wälder bedeckt Schnee. Leise rieseln die Flocken vom Himmel, den grauen Wolkenbänder verhüllen.

Nun ist es Winter geworden. Auf den stolzen Höhen unserer Berge leuchtet fester, glitzernder Schnee und lockt die Wintersportler zur Brettlpremiere.

Die nachfolgenden Ausführungen wollen dem A-B-C-Schützen im Skisport eine kurze Anleitung geben, wohin er zunächst seine ersten Skischritte lenken soll. Diese Zeilen sind nicht minder für Fortgeschrittene geschrieben, speziell für jene, die da meinen, nur das Fremde sei schön und gut. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß ein großer Teil der Skiläufer konstant auswärtige Gebiete aufsucht und dabei an den Schönheiten der nächsten Umgebung fast achtlos vorbeigeht. Allen diesen ewig Unzufriedenen soll hier wieder zum Bewußtsein gebracht werden, welch vielfältige Möglichkeiten der Ausübung des Skisportes sich in der nächsten Umgebung von Bielitz eröffnen.

Ausgangspunkt für die hier angeführten Touren ist in jedem Falle Bielitz. Grundsätzlich soll auch im Winter daran festgehalten werden, daß nur die von den Waldbesitzern erlaubten und vom Beskidenverein markierten Wege begangen, bezw. befahren werden. Ausnahmen werden nur gemacht, wo sie unvermeidlich sind. Mit den folgenden Ausführungen sollen die vorhandenen Skitourenführer nicht derogiert, vielmehr nach den Erfahrungen der letzten Jahre für das partielle Gebiet der nächsten Umgebung von Bielitz ergänzt werden. Neuanschaffungen des „Skitourenführers" von Wilke und Tischler sind ferner beschränkt möglich, da nur noch wenige Exemplare vorhanden sind.

Alle im Nachstehenden behandelten Skitouren sind Eintagspartien, (manche können auch als Halbtagspartien bewältigt werden). Als „nächste Umgebung" von Bielitz bezeichnen wir den Klimczok mit seinen Ausläufern (Magora, Blatnia usw.) ferner Josefsberg und Skrzyczne. Bezüglich dieser Gebiete behaupten wir nun, daß sie skisportlich allen Anforderungen entsprechen, die Skiläufer vernünftiger Weise an ein Skiterrain im Mittelgebirge stellen können. Denn was verlangt der Skiläufer von einem guten Skiterrain? Nicht mehr und nicht weniger, als daß es: 1. möglichst leicht erreichbar ist, (Zeit und Geld spielen diesfalls eine Rolle); 2. den Skiläufern gute Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten bietet; 3. touristisch durch gute Markierungen derart erschlossen ist, daß jedermann zumindestens an der Hand einer Karte sich zurechtfindet, ein Umstand, der im Winter natürlich gegenüber anderen Jahreszeiten erhöhte Bedeutung gewinnt; 4. möglichst aussichtsreich ist; 5. günstige Schneeverhältnisse besitzt; 6. dem Anfänger auf Wiesen, Uebungs- und leichte Abfahrtsmöglichkeit, dem Fortgeschrittenen aber, der schon derbere Kost verlangt, den Reiz einer Abwechslung in der Abfahrt, wie auch längere Abfahrten, bei denen man sich ausgeben, trainieren kann, bietet; 7. bei möglichst geringer Leistung bergauf möglichst lange Abfahrten ermöglicht; 8. Skiläufern, die sich in dem betreffenden Gebiete lange aufhalten wollen, Gelegenheit zu Kammpartien bietet.

In den ersten 6 Punkten sind wir wohl der Beweisführung für unsere Behauptung, daß die nächste Umgebung von Bielitz die denkbar günstigsten Bedingungen für die Ausübung des Skilaufens bietet, enthoben. Daß aber auch die anderen Anforderungen, die man billigerweise an ein Skigebiet stellen kann, am Klimczok, Josefsberg — und schon etwas ferner liegend — am Skrzyczne erfüllt sind, werden wir gelegentlich der Beschreibung der einzelnen Touren im folgenden dartun. Wir beginnen mit dem nächsten und skisportlich ausgiebigsten Gebiet, dem

Herrliche Skitouren in der Umgebung von Bielitz.

Klimczok (1119 m).

Der Aufstieg.

Wir halten fest, daß der Aufstieg von Bielitz erfolgt und prinzipiell nur markierte Wege begangen werden. Im vorliegenden Falle ist der Aufstieg von Bielitz in jeder Beziehung der angenehmste, kürzeste, billigste usw. Keinem Bielitzer wird es einfallen, den Aufstieg von Bistrai, Lobnitz oder gar Ernsdorf zu wählen.



Skitouren am Josefsberg.

Photo Dr. Woysner.

Es empfiehlt sich in erster Linie, den Aufstieg auf den Klimczok über den Dreiwegeweg zu bewerkstelligen. Mit der elektrischen Kleinbahn nach Zigeunerwald, von deren Endstation immer der roten Markierung nach. Sie wurde in der letzten Zeit revidiert und für die Wintersaison derart durchgeführt, daß ein oberschlesisches Blatt schreiben konnte, es sei nahezu jeder Baum bezeichnet. Der Marsch im Tale bis zum eigentlichen Anstieg nimmt ca. 40 Minuten in Anspruch. Dann zunächst steil bergauf, nach einer weiteren halben Stunde gelangen wir in den Sattel. Hier ist Vorsicht geboten, damit man nicht etwa, wie dies schon passiert ist, dem im Sattel mündenden roten Weg vom bezw. zum Baumgärtel folgt. Siehe Tafel. Immer schön links und bergauf halten. Dem neuangelegten Weg von der Steklawiese zum Sattel und weiter in der Richtung gegen den Talabschluß des Ohlischbaches sollen nur jene folgen, die sich im Terrain sehr gut auskennen. Ansonsten bleibt man vorteilhafter am markierten Weg, wenn es auch oberhalb des Sattels am Kahlschlag kräftig bläst. Der Weg durch den Wald unterhalb der Wiese ist oft das schlechteste Stück. Ein Ausweichen vor dem Sturme abseits des Weges ist in der Nacht schon zwei Menschen verhängnisvoll geworden. (Bei dieser Gelegenheit kann nicht nachdrücklich genug vor dem Alleingehen in der Nacht gewarnt werden.) Der Weg über die Plateau-Wiese (die sogenannte Platte) ist mit Stangen gut markiert. Die Markierung führt weiter nicht über den Kamm, sondern zunächst zum Schutzhaus des Beskidenvereines auf der Kamitzerplatte. Wer weiter zur Klementinenhütte will, folge der roten Markierung, die an der Sprungschanze des Wintersportklub Bielitz-Biala vorbei bald den Kammweg erreicht, etwa 200 m. vor dem Gipfel des Klimczok links abbiegt, schließlich über die freien Flä-



chen zwischen Klimczok und Magura an der rechten Waldlisiere entlang zur Klementinenhütte auf der Magora (1050 m.) führt. (Von der Endstation der elektrischen Kleinbahn zum Schutzhaus auf der

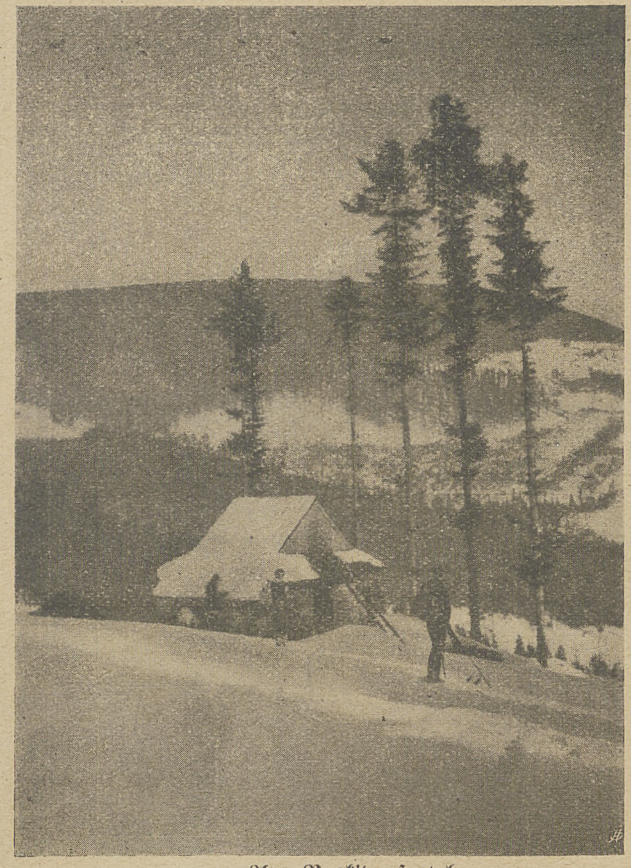
Kamitzerplatte 2einhalb Stunden, von dort zur Klementinenhütte noch eine halbe Stunde). Der Dreiwegeweg hat den großen Vorteil, daß er fast immer ausgetreten ist.

Die Wahl des Telephonweges (gelbe Markierung von der Endstation der elektrischen Kleinbahn) ist im Winter zum Aufstieg weniger zu empfehlen, da er stellenweise sehr stark verschneit, ohne Anschnallen der Skier nicht zu bewältigen ist. Andererseits sind aber die Telephonmaste die beste Stangenmarkierung. Der Anstieg über den Telephonweg erfordert mehr Zeit als jener über den Dreiwegeweg (gut eine halbe Stunde mehr). Der grüne Weg von der Endstation der elektrischen Kleinbahn führt zur Rodelhütte.

Der Aufenthalt.

Einmal am Klimczok angelangt, treibt es den Skiläufer nach kurzer Erholungsrast bald hinaus, um sich am Skisporte zu erfreuen. Wer „Ueben“ will, dem steht beim Schutzhaus auf der Kamitzerplatte die kilometerlange Wiese, zur Verfügung, wer aber in der Klementinenhütte „abgestiegen“ ist, der kann sich nach Herzenslust auf den freien Flächen vom Gipfel zur Magora austoben. Hier wie dort gibts Gefälle ganz nach Wunsch. Wer sich im Sprunge versuchen oder vervollkommnen will, der findet hiezu auf zwei (einer größeren mit einer Tragweite bis 30 m. und einer kleineren) Sprungschanzen unmittelbar beim Schutzhaus auf der Kamitzerplatte Gelegenheit. Die schütteren älteren Waldbestände am Klimczok reizen zur Uebung im Hochwalde, die schon größere Fähigkeiten erfordert. Dafür ist aber im Hochwald häufig der Schnee am besten. Sind einmal die Schneeverhältnisse auf der Seite gegen Lobnitz ungünstig, dann sind sie bestimmt auf den freien Flächen unterhalb der Sprungschanze gut und umgekehrt. Aehnlich kann man sich am Gipfel des Klimczok den Schnee aussuchen. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß in den oberen Lagen des Klimczok und der Magora der Schnee von Anbeginn des Winters bis Ende März gut fahrbar ist.

Wer am Klimczok angelangt, keine Lust zum Ueben verspürt, vielmehr auf Skiern wandern will, — das gilt insbesondere von Skiläufern, die längeren Aufenthalt oben nehmen — hat reichlich Gelegenheit, sich auf den Kammwegen stundenlang herumzutreiben. Wir empfehlen zu diesem Zwecke die Fahrt zur Klementinenhütte, zurück über den Klimczokgipfel auf den Stolow, der gelben Markierung nach gegen die Blatnia (hübsche Abfahrten ohne viel Höhenverlust), zurück an der westlichen Lehne des Klimczok (oft sehr gute Schneeverhältnisse) zum Schutzhaus auf der Kamitzer-Platte. Diese Wanderungen kann man beliebig variieren. (Schreiber dieser Zeilen ist sie wohl schon hundertmal gefahren, findet sie aber immer wieder hübsch). Diese Wanderungen sind ein großer Teil der heurigen Rennstrecke um die schlesische Meisterschaft, von denen der „Stadion“ in Warschau schrieb, daß man sich ein abwechslungsreicheres, immer wieder die Aufmerksamkeit fesselndes Terrain nicht bald denken kann. Ueber die Aussicht vom Klimczok und der Kamitzerplatte sind nicht viel Worte zu verlieren. Daß man auf den Schutzhäusern gut aufgehoben ist (auf der Magora werden die Unterkünfte im nächsten Jahre allen Anforderungen entsprechend ausgebaut), ist bekannt. Beide Schutzhäuser eignen sich vollkommen zu längerem Aufenthalt im Winter. Im Schutzhaus auf der Kamitzerplatte werden Skier ausgeliehen.



Am Beskidensattel.
Photo W. Eberhard.

Die Abfahrt.

Abfahrt, Du aller Worte Wort!
Das sind die Stunden, von denen wir träumen,
Wenn Firnschnee liegt auf weißweiten Räumen,
Im Schwingen erklingen,
Der Gleithölzer Weisen,
Aufzischt der Schnee von Telemarkkreisen.
(Schwarzkopf, Prag).

Und wieviel solchen Glückes findet der, der sucht, auf unserem ehrwürdigen Klimczok! Da haben wir zunächst die Abfahrten nach Zigeunerwald.

1. Ueber den Telephonweg: Vom Schutzhaus über die Platte bis etwa zur Einmündung des rot markierten Weges in den Wald, von hier durch den schütteren Hochwald (ein Leckerbissen für gute Fahrer) rechtshalten, bis man den Telephonweg erreicht hat. Weiter der gelben Markierung nach — der Beskidenverein läßt stets vor dem Winter den Telephonweg mit Rücksicht auf die Skiläufer herrichten, auch ist dieser Weg zumeist gut verschneit — bis dort, wo die grüne Markierung zur Rodelhütte abbiegt. Man folgt dieser Markierung am Kammweg über die Rodelhütte hinaus, bis dort, wo ungefähr 100 m hinter der Rodelhütte eine Schleusse links abbiegt, dieser folgend, stets sich links haltend am Zufahrtsweg zur Rodelhütte — die Rodelbahn kreuzend — abermals zum Telephonweg, den man noch etwa 100 Meter rechts wieder verläßt, um schließlich der Fahrstraße entlang nach Zigeunerwald auszulaufen. Der Telephonweg erfordert, da die Fahrt ausschließlich über Waldwege führt, schon einige Fertigkeit im Skilauf, gibt aber seinen „Schuß“. — Höhendifferenz ca. 600 m. Dauer der Abfahrt 1 Stunde. Länge ca. 6 Klm.

2. Ueber das Baumgärtel. Vom Schutzhaus auf der Kamitzerplatte über die Wiese (Platte) bis zur Einmündung des rotmarkierten Weges in den Wald. Das steile Stück im Walde fährt man rechter Hand im Hochwald bis in den Sattel. Von hier auf dem neuangelegten rot markierten breiten Fahrweg über die Steklawiese — an der Stelle, wo der Dreiwegeweg und der Baumgärtelweg einander kreuzen, wird eine Tafel angebracht werden — und weiter rot markiert stellenweise etwas steiler zum Baumgärtel. Hier ausgezeichnetes Uebungsterrain und bei entsprechenden Schneeverhältnissen schöne Abfahrt über Wiesen nach Zigeunerwald oder über den Wilhelmshof zur Haltestelle Wilhelmshof der Elektrischen Kleinbahn. Auch bei der Stadtgrenze Bielitz kann man fort über freie Flächen auslaufen, wenn man sich vom Wilhelmshof links hält. Die Abfahrt zum Baumgärtel ist bei viel Schnee sehr anregend, abwechslungsreich, ist aber nur fortgeschrittenen Fahrern zu empfehlen. Höhendifferenz ca. 600—650 m. Dauer der Fahrt 1 Stunde. Länge der Fahrt 5—7 (Wilhelmshof) Klm.

Abfahrt nach Bystrai.

Abfahrt direkt vom Schutzhaus auf der Kamitzerplatte: Die Rodungen im städtischen Wald unterhalb der Sprungschanze eröffnen die Möglichkeit, über die Kahlschläge, die unterhalb der Sprungschanze in das oberste Bystraital herunterführen, bis ins Tal abzufahren. Kürzeste, wegen der Möglichkeit der Ausnützung der freien Flächen nicht undankbare Abfahrt. Höhendifferenz 500 m., Länge der Abfahrt 3 Km., Dauer 20 Min.

2. Abfahrt über den Klimczok (die Magora) an der Klementinenhütte vorbei: Vom Schutzhaus auf der Kamitzerplatte fort der roten erneuerten Markierung nach, — wobei jene, die die sausende Schußfahrt vom Klimczok gegen die Magora voll ausnützen wollen, über den Gipfel abfahren — an der Klementinenhütte vorbei, — der linke Lehnenweg ist zu meiden, — auf den Kamm der Magora (die Steinbrüche sind durch Geländer versichert), durch eine breite, zumeist tief verschneite Schneusse, wo am Kammweg nach anfänglicher Steigung das Gefälle beginnt, teilt er sich in zwei Wege. Der linke nicht markierte, ist zu meiden Die Abfahrt führt am rechten Weg (siehe Wegweiser und doppelte rote Markierung!) durch Wald, wobei man durch den Wald zunächst links, dann den rotmarkierten Weg kreuzend rechts ausweicht, zu welchem Zwecke der Beskidenverein im Wege stehende Bäumchen entfernt hat, — auf eine große freie Wiese am Osthang der Magora — kurz Ostwiese genannt. Um nach Bystrai zu gelangen, hält man sich ganz links vom Austritt aus dem Walde an der Waldlisere. Die roten Zeichen sind trotz fleißiger Markierung im Winter kaum zu sehen, weswegen noch heuer Markierungsstangen angebracht werden sollen. Die Einfahrt in den nach

(„Der Kanalschwimmer“ — Fortsetzung)

— — und war glücklich, froh, strahlend und frisch, so frisch — —

Als er bei Anbruch des neuen Tages erwachte, schmerzten ihm alle Glieder doppelt. Die rissige, aufgesprungene Haut machte sich stärker als sonst bemerkbar. Er spürte jeden Strohhalm des zu kurzen Lagers, und ihn fror unter der leichten, ungewohnten Decke.

Die Stunden bis zum Klopfen Theodor Hoofts lag er wach. Seine Gedanken kreisten um das hübsche Oval des jugendfrischen Gesichtes Miß Blanks. Er vernahm das melodische Lachen ihres Mundes. Er sah ihren stolzen, freien, schwebenden Gang — — und sah sich im Kampf mit den Meereswogen, ermattet nach unausgeruhter Nacht, nach kümmerlicher Pflege und mangelhafter Nahrung in dem winzigen Dorfgasthause des Dörfchens bei Cap Cris Nez — —

Unlustig erhob er sich, als Theodor Hoofft an die Zimmertür klopfte. Erst als er den Kopf ins kalte Wasser des Beckens getaucht hatte, wurde er frischer, und der alte stolze Sportgeist ergriff ihn. Er verscheuchte mit ihm alle Gedanken der Rebellion und ging an der Seite Hooffts nach flüchtigem Frühstück durch die engen, gewundenen Dorfstraßen, die mit ihren fast durchgehend fensterlosen Häusern einen so bedrückenden Eindruck machten.

„Sehen nicht gut aus“, maulte Hoofft, der den Schwimmer auffällig beobachtete, unterwegs.

Fred Bronnen wehrte lässig ab.

„Nicht richtig ausgeschlafen. Wird vorübergehen.“

Theodor Hoofft erwiderte nichts darauf. Pedantisch entwickelte er den Arbeitsplan für den Tag und kränkte mit der Form seiner Anordnungen den Schwimmer, ohne daß es ihm bewußt wurde. So stieg die Gereiztheit Fred Bronnens, und er wußte nicht, woher sie eigentlich kam.

Mißmutig warf er am Strande seine Kleidung ab und rieb sich mit der von Herrn Hoofft sachkundig neu bereiteten Salbe ein, noch bevor der alte Herr dies, wie sonst, tun konnte.

Da stieß Herr Hoofft einen schwachen Schrei aus und warf die Arme in die Luft.

„Na —, was denn?“

„Das Boot!!“

Fred Bronnen sah nach der geschützten Bucht, wo man das Motorboot gestern mittag, wie jeden Tag, festgemacht hatte. — Es war verschwunden.

„Das fehlte uns noch“, knirschte Theodor Hoofft zwischen zusammengepreßten Zähnen.

„Losgerissen?“ fragte Fred Bronnen.

„Oder gestohlen! — Jedenfalls sind wir unsere tausend Mark Kaution los! — Das hat uns gerade noch gefehlt! Wir haben es nicht schon schwer genug — —“

Er fuhr gereizt den in Nachdenken versunkenen Fred Bronnen an:

„Und Sie sagen gar nichts. Als wenn es Sie nichts angeht! Als ob es Ihnen recht wäre!“

Schweigend zog Fred Bronnen die Kleidung über.

„Kommen Sie, Hoofft, wir wollen bei der Hafenbehörde nachfragen, ob das Boot vielleicht als aufgefischt gemeldet worden ist.“

Fortsetzung auf Seite 591.

Skitouren in der Umgebung von Bielitz.

Bystrai führenden Waldweg ist so deutlich markiert, daß die Zeichen nicht zu verfehlen sind. Der nun beginnende Waldweg, hat mäßiges Gefälle und kann, da der Beskidenverein stets vor dem Winter für seine Freilegung sorgt, unbedenklich im Schusse durchfahren werden. Die weitere Abfahrt führt fort der roten Markierung nach über ausgedehnte herrliche Wiesen nach Bystrai hinunter. Diese Abfahrt sucht in den Beskiden, was Länge, Abwechslung, Schneereichtum und Aussicht anbelangt, ihresgleichen. Es gibt viele Skiläufer, die sie jeder anderen vorziehen. Auch für schwächere Fahrer unter guter Führung. Höhendifferenz 700 m., Dauer der Abfahrt 1einhalb Stunden; Länge der Abfahrt vom Klimczok gute 8 Kilometer.

3. Abfahrt über die sogenannte Rodelbahn: Direkt von der Klementinenhütte über den blau markierten Weg, der zumeist gut gedeckt ist. Die Quellen, welche bis nun im Winter häufig offen waren, und die Fahrt unterbrachen, sind heuer vom Beskidenverein gut überdeckt worden. Die Fahrt erfordert im oberen Teile einige Fertigkeit im Skilaufen, ist aber wegen des ununterbrochenen Gefälles sehr beliebt. Höhendifferenz wie b, Dauer der Abfahrt vom Klimczok ca. 1einhalb Stunden; Länge der Abfahrt ca. 7 Klm.

4. Abfahrt Klimczok — Magora nach Meszna: Wie bei der Klimczokabfahrt auf die große freie Wiese am Osthang der Magora die „Ostwiese“. Vom Austritt des rotmarkierten Weges aus dem Wald in der Direktion Kirche — nördliche Richtung Willowice zunächst über die Wiese, dann durch schütteren Wald — eine Markierung gibt es nicht — auf große Wiesen, die eine sehr schöne Fahrt über ausgedehnte freie Flächen bis ins Tal gestatten. Freilich kommt man ziemlich weit von Bystrai heraus und hat gut eine halbe Stunde bis dort zu schleifen. Bei sichtigem Wetter ist die Abfahrt nicht zu fehlen. Auch für schwächere Fahrer. Höhedifferenz ca. 600 m., Dauer der Abfahrt ca. 1 Stunde; Länge der Abfahrt 5 Klm.

5. Abfahrt über den Klimczok, die Magora nach Buczkowice: Wie vorher geschildert, auf die große freie Wiese am Osthang der Magora, kurz „Ostwiese“ genannt. Vom Austritt des Kammweges über die Magora auf diese „Ostwiese“ hält man sich östlich in der Richtung Möbelfabrik Buczkowice. Nach Passierung eines kurzen Verbindungsweges zwischen der Ostwiese und tiefer in der Fallinie des nach Buczkowice sich ziehenden Rückens liegenden Wiesen über diese außerordentlich ausgedehnten freien Flächen, die eine prachtvolle Abfahrt gestatten — der Rücken ist infolge seiner Lage gegen Osten sehr gut und lange verschneit — bis zur Straße Bystrai — Buczkowice. Der einzige Nachteil dieser sonst wundervollen Abfahrt ist, daß man von Buczkowice nach Bystrai eine gute Stunde Weges hat. Die alten grünen Zeichen sind kaum mehr zu sehen, eine Neumarkierung ist nicht in Aussicht genommen.

6. Klimczok — Magora — Szczyrk: Auf die „Ostwiese“, wie früher beschrieben. Doch hält man sich von der Stelle, wo der Kammweg aus dem Wald heraustritt, an der Waldlisere stark rechts südwestlich. Weiter über einen Waldweg mit mäßigem Gefälle an Bauernhäusern vorbei ununterbrochen über kilometerlange Wiesen immer noch südwestlich, bis man auf die blaue Markierung des Beskidenvereines, die von der Klementinenhütte nach Szczyrk führt, trifft. Die Weiterfahrt folgt den blauen Zeichen, führt eine kurze Strecke durch jungen Wald, dann an der Kapelle vorbei neuerlich über große freie Wiesenflächen, die eine herrliche Schußfahrt erlauben, bis zum Gasthaus Glösel hinab. Die Abfahrt ist bei genügend Schnee (Südseite!) prachtvoll, wegen der nahezu ununterbrochenen Wiesenabfahrt auch Anfängern zu empfehlen. Höhedifferenz ca. 600 m., Länge der Fahrt 7 Klm., Dauer 1einhalb Stunden (über die Magora).



Blick von Szczyrk auf den Josfsberg.

Verschneiter Wald in den Beskiden.

Klimczok — Stolow — Blatna — Lobnitz: Vom Schutzhaus auf der Kamitzerplatte der gelben Markierung nach über den Klimczokgipfel auf die Blatna, wobei man wegen der schönen Abfahrt über den Stolowrücken die Markierung links lassend den Gipfel des Stolow ersteigt. Vom Gipfel des Stolow in der Fallinie des Rückens durch sehr schütteren Hochwald bis zur gelben Markierung der man bis auf die Blatna folgt. Sehr schöne abwechslungsreiche Abfahrt über Wiesen und Kammwege. Auf der Blatna trifft man auf die blaue Markierung, der man übern Spitzberg bis ins Louisental (Lobnitz) folgt. Die Fahrt führt von der Blatna über breite Durchschläge, die sich allerdings stellenweise verengen. Der letzte Teil der ansonsten sehr interessanten langen Abfahrt führt über Kahlschläge, die nur bei reichlichem Schnee glatt zu passieren sind. Vom Klimczok 1 einhalb bis 2 Stunden, Höhendifferenz 700 m, Länge der Abfahrt ca. 12 Km.

Klimczok — Stolow — Blatna — Ernsdorf: Wie vorher bis auf die Blatna, doch folgt man von dort der gelben Markierung, die durch Wald, welchen man bei genügend viel Schnee ohne Schwierigkeiten durchfahren kann, bis nach Ober-Ernsdorf. Die Abfahrt, die bis auf die Blatna zumeist gut gedeckt ist, ist bei günstigen Schneeverhältnissen sehr abwechslungsreich und erfordert nur im unteren Teil einige Fertigkeit. Vom Klimczok ca. 1 einhalb bis 2 Stunden bis zur Talsohle von dort zum Bahnhof noch ca 1 Stunde. Höhendifferenz 760 m, Länge der Abfahrt ca 12 Km.

Klimczok — Stolow — Blatna — Grodziec: Wie vorher bis auf die Blatna, von dort der roten Markierung nach über Kammwege (unschwer bei guten Schneeverhältnissen) auf den Gipfel des Czubel, noch etwa 1 Km der roten Markierung nach, die man dann rechts liegen läßt um über Durchschläge den Gipfel des Lasek, ferner jenen der Przybrnczka zu erreichen. Auslauf beliebig nach Gurek bezw. Grodziec Höhendifferenz ca. 770 m. Länge der Abfahrt rund 14 bis 15 Km, Dauer vom Klimczok ca. 3 Stunden zum Bahnhof in Grodziec noch 1 Stunde. Nur für terrainkundige Fahrer, sonst nur unter kundiger Führung. Der letzte Teil erfordert einige Fertigkeit im Skilauf sonst unschwer.“

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, sind vom Klimczok nicht weniger als 11 Abfahrten möglich. Einige wie jene nach Meszna, Szczyrk, Buczkowice, Blatna führen bis ins Tal fast ununterbrochen über Wiesen, sind somit ohne weiters für Anfänger möglich. Die Abfahrten gegen Bistrai-Meszna sind selbst bei sonst ungünstigen Schneeverhältnissen fahrbar. Wo gibt es zum zweitenmal in so unmittelbarer Nähe einer Stadt wie Bielitz — mit der elektrischen Kleinbahn erreicht man den Zigeunerwald vom Bahnhof in 20 Minuten, und beginnt sofort den Anstieg — einen Berg, der in zwei Stunden bequem zu ersteigen ist, zwei mit allem Komfort wie Wasserleitung Badegelegenheit, Telephon, Bibliothek, erstklassigen Betten ausgestatteten Schutzhäuser trägt, Abfahrten mit einer Höhendifferenz von rund 700 Meter, einer Länge von rund 8 Km. gestattet, Markierungen besitzt, die wirklich den verwöhntesten Ansprüchen genügen müssen, kartographisch durch Skitourenführer, herausgegeben vom Wintersportklub Bielitz-Biala zugänglich gemacht ist, Läufern, die das Alleinsein lieben, 5 min. vom Schutzhaus die gewünschte Einsamkeit gewährt, herrliche Aussicht auf ein Hochgebirge bietet, stundenlange Kammpartien in ca. 1000 m Höhe ermöglicht, gut 4 Monate Schneedecke trägt. Für die auswärtigen Skifahrer fällt noch maßgebend ins Gewicht, daß Bielitz ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt mit guten Zugsverbindungen nach allen Seiten ist. Nehmt alles nur in allem, mit so wenig Mühe so geringen Kosten ist so reichliche Gelegenheit zum Skilaufen nirgends in den Beskiden geboten.



Die polnischen Leichtathleten und die Olympiade 1928.

Der erste Schnee bedeutet bei uns in Polen das Ende aller leichtathletischen Tätigkeit in freier Luft, sogar der Querfeldeinläufe, die in anderen Staaten, so z. B. in den Weststaaten über die ganze Wintersaison verteilt werden. Bei uns werden diese Läufe ausschließlich im Frühjahr und Herbst erledigt. Die vorolympische Saison, der letzte Abschnitt vor den unmittelbaren Vorbereitungen zur Olympiade, ist also beendet, es verbleibt für den Winter einzig und allein das Konditionstraining, und das Frühjahr zur letzten Vorbereitung für die Olympiade. Es ist von Interesse, nach Beendigung der Leichtathletiksaison einen Rückblick über die erzielten Ergebnisse, ihre allgemeine Form im Vergleiche zu den Ergebnissen anderer Länder zu halten.

Es ist schwer festzustellen, ob unsere Leichttathletik im verflossenen Jahre Fortschritte gemacht hat oder nicht. Es ist dies, so paradox es auch klingt, etwas fortwährend Wechselndes. Die Fortschritte in der Leichtathletik drücken sich in letzter Zeit bei uns hauptsächlich darin aus, daß sie Besitz von der breiteren Masse nehmen, daß sich die durchschnittliche Form bessert, daß sich die Zahl der Leichtathleten mehrt, daß die Erkenntnis durchdringt, daß die Leichtathletik ein Sportzweig ist, der sich wie kein anderer dazu eignet, die Grundlage der physischen Kultur unserer Gemeinschaft festgestellt werden, daß sich die allgemeine Entwicklung der Leichtathletik seit einigen Jahren dauernd hebt. In einzelnen Spezialitäten stärker, in anderen schwächer. Das Niveau der Resultate hebt sich jedoch ständig. Nichtsdestoweniger können wir uns im Vergleich mit den Fortschritten, die die führenden Leichtathleten anderer Staaten machen, nicht messen. Wir müssen bedenken, daß die sich ständig verbessernden Resultate der führenden Leichtathleten eine Hebung des durchschnittlichen Niveaus der Leistungen in Bezug auf die Wertung bei der Olympiade bilden. Und wenn unsere Resultate nicht in demselben Tempo vorwärts gehen wie die der führenden Leichtathleten anderer Staaten, so ist dies damit zu begründen, daß einerseits bei uns der Druck in die Breite als wichtigste Aufgabe der Leichtathletik, für die weitere Entwicklung von höchster Wichtigkeit, betrachtet wird, wodurch anderseits eine Annäherung an das Niveau der ersten ausländischen Klasse unmöglich gemacht wird.

Im Laufen, besonders auf kurze Strecken haben wir eine Anzahl von Leichtathleten, die die 11 Sekundengrenze für 100 m erreicht haben, was uns noch keineswegs einen Erfolg bei irgend einem durchschnittlichen auswärtigen Meeting, vielweniger im Semifinale oder Finale der Olympiade garantiert. Besser steht es beim Laufen auf 400 m. Hier haben wir eine Anzahl Athleten, die bis auf 50—51 Sek. (offizieller Rekord 50,8, inoffizieller Rekord 50 Sek.) gelangt sind. Damit kann man bei auswärtigen Meetings sogar den ersten Platz besetzen, jedoch nicht auf der Olympiade, wo alle Finalisten unter 49 Sek. gelangen müssen. Man muß bedenken, daß die Ueberschreitung der 50 Sekundengrenze eine der schwersten leichtathletischen Forderungen ist. Die besten europäischen und amerikanischen Resultate erreichen nicht das Niveau Merediths, bewegen sich aber ständig um 48 Sek.

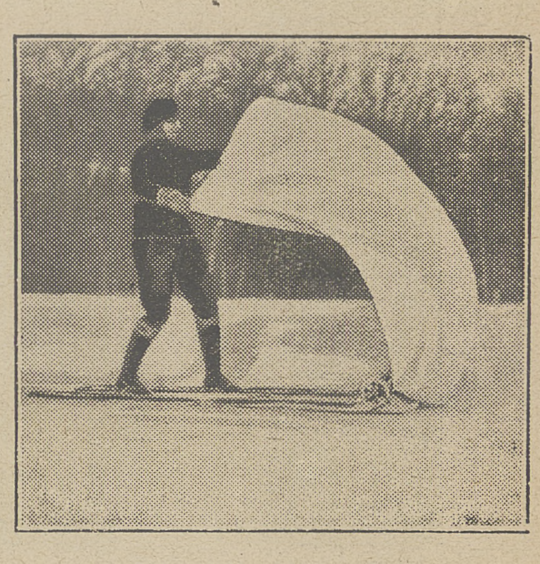
In den Mittelstrecken wurde der vorjährige Rekord Oldaks auf 800 m nicht verbessert und ist die Zeit von 1:58. 4 unsere Höchstgrenze. Unter 2 Min. kommen bei uns nur 2—3 Läufer, und dies nur ganz minimal. Dagegen steht der Rekord des Deutschen Dr. Peltzer auf 1:52 — und bessere auswärtige Resultate befinden sich unter 1:54. Aehnlich ist es mit den 1500 m, obwohl im vergangenen Jahr der Rekord verbessert wurde, trennen uns von der Zeit unter 4 Min. noch eine ganze Anzahl von Jahren. Die 3:58 Grenze bedeutet eine Legitimation zum olympischen Semifinale, die unsere jetzige Generation sicher nicht erreichen wird. In den Langstrecken ist unser einziger Repräsentant Freyer, der jedoch kaum unter 16 Min. auf 5000 m gelangt. Seine Zeit auf 10000 m ist noch schlechter. Hier ist also noch nicht einmal an eine Teilnahme zu denken, umsomehr als hierin solche Spezialisten wie die Skandinavier teilnehmen. Im Hürdenlaufen hat einzig das 400 m Laufen bei uns zwei ernste Konkurrenten. Vor allem Kostrzewski und dann Korolkiewicz, was nützt es aber, wenn die Form Kostrzewskis noch vor einem Jahr der besten europäischen Klasse entsprach, diese Klasse sich unterdessen aber so gebessert hat, daß sogar die ausgezeichneten Zeiten von 55 oder 56 Sek. keine Hoffnung geben, bis ins Semifinale zu gelangen. Nichtsdestoweniger ist Kostrzewski vielleicht der einzige Leichtathlet, der sich unbedingt auf der Olympiade befinden sollte. In den Sprungkonkurrenzen gibt es sehr schlechte Resultate. 1.80 im Hochsprung erreicht bei uns niemand. 7 m im Weitsprung wurden noch nicht überschritten. Im Stabhochsprung wurde der Rekord um 1cm verbessert, die Resultate sind jedoch so, daß eine Teilnahme in Amsterdam nicht gerechtfertigt erscheint. Einzig und allein im Diskuswerfen haben wir einen Konkurrenten, den Hptm. Baran, der unbedingt nach Amsterdam fahren sollte. 42—43 m wirft er sicher und wenn er auch gegen die ausgezeichneten Ungarn, Deutschen, Finnen und Amerikaner nicht aufkommen kann, so könnte er sich doch bei entsprechender Form unter den ersten Zehn befinden. Im Kugelstoßen und Speerwerfen haben wir nichts zu reden, wir erreichen mit Not 13 m und bewundern platonisch die Würfe von 60 m unserer nächsten Nachbarn.





Der „Siebenmeilenstiefel".

Ein neues Sportgerät für Alt und Jung. Das Märchen vom Siebenmeilenschuh ist Wirklichkeit geworden. Ein Ingenieur Stier in Hannover hat ein Sportgerät zum Springen, Laufen, Hüpfen und Gehen auf jedem Gelände und zu jeder Jahreszeit erfunden. Links: Der Erfinder bei der praktischen Vorführung seines neuen Sportgerätes. — Rechts: Die Konstruktion des patentamtlich geschützten „Siebenmeilenstiefels."



Neues vom Wintersport: Skisegeln.

zu bilden. Alle diese Fortschritte bedeuten jedoch noch immer keine Besserung der Form vom Gesichtspunkte der Olympiade betrachtet. Die Olympiade ist der Wettkampf der Besten, das Zusammentreffen der Elite, wobei nur die außerordentlichen Talente, deren Resultate das Spiegelbild einer immensen Arbeit, nicht der Athleten selbst, sondern eines ganzen Geschlechtes von Sportsleuten sind, auf einen Erfolg auf diesem Terrain rechnen können. Eine solche Elite ist das Produkt hoher physischer Kultur und deren natürlichen Folgeerscheinungen. In dem Moment, wo Gewicht auf die Ausbreitung und fleißige Ausübung irgend eines Sportzweiges Gewicht gelegt wird, wo durch Hebung auf dem Gebiete der hygienischen Form eine Hebung der physischen Kultur erzielt wird, kann auch ruhig mit dem Erscheinen einer ganzen Anzahl solcher Talente auf dem Gebiete der Leichtathletik gerechnet werden, wie dies gegenwärtig in Deutschland, Schweden und Finnland beobachtet werden kann. Gegenwärtig machen wir in dieser Hinsicht die ersten Schritte und bevor wir solche Ergebnisse erleben werden, dürften noch eine ganze Reihe von Jahren verfließen. Die Repräsentanten der polnischen Leichtathletik werden also vorläufig noch nicht das Niveau der polnischen physischen Kultur, sondern nur die Unmenge der geleisteten Arbeit in Bezug auf eigene Vorbereitung und ihre größere oder kleinere Fähigkeit in den einzelnen Disziplinen zu beweisen haben.. Die bisher erzielten Ergebnisse dienen hiezu als Orientierung.

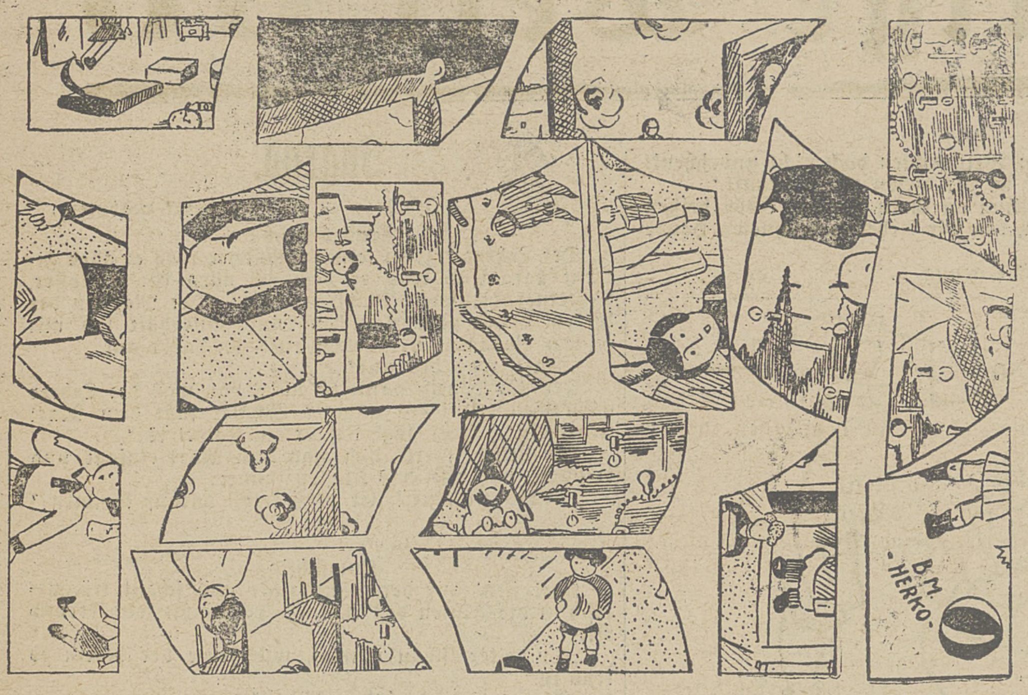
Wie schaut es also damit bei uns aus. Abgesehen von Rekorden, von einzelnen Namen, muß

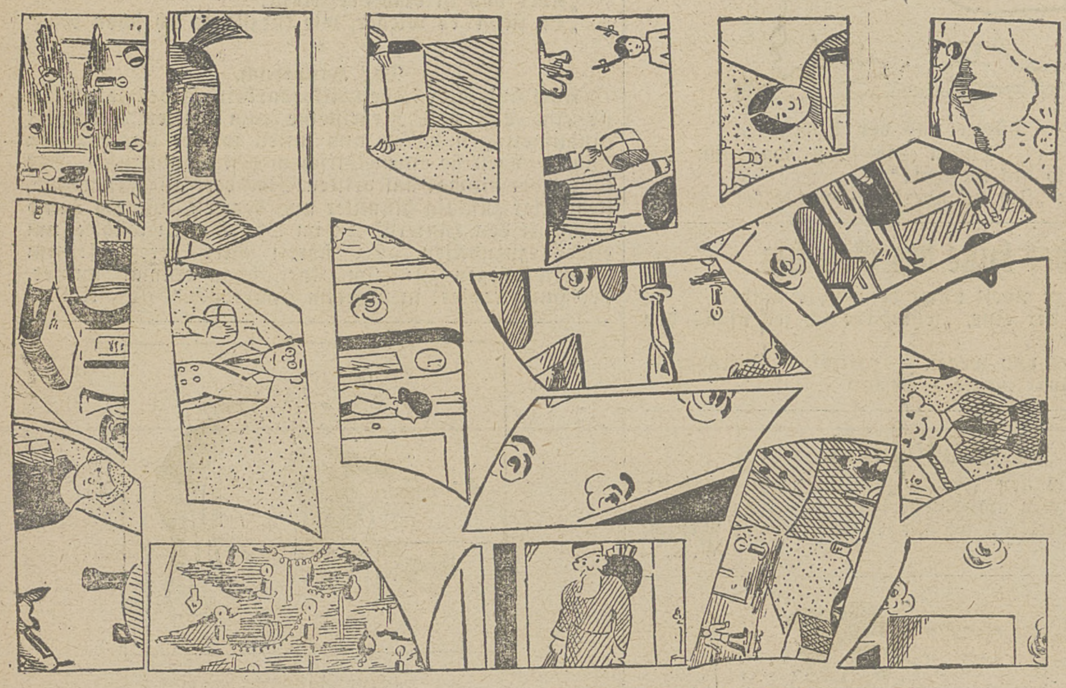
In der Damenleichtathletik muß die Weltrekordlerin Konopacka unbedingt nach Amsterdam fahren. Sie hat große Chancen in ihrer Spezialkonkurrenz dem Diskuswerfen den ersten Platz zu besetzen. In den Läufen haben wir gar keine Chanzen, ebenso in den Sprungkonkurrenzen, denn 1.50 im Hochsprung und 5 Km im Weitsprung würden uns erst halbwegs eine Chance geben. Einzig Schabinska in ihrer glänzenden Zeit im 80 m Hürdenlaufen hätte große Chancen in das olympische Finale zu gelangen, leider figuriert diese Konkurrenz nicht in dem olympischen Programm.

Die pessimistische Beurteilung unserer erzielten Resultate ist keineswegs der Einfluß einer Ungeneigtheit in der Beurteilung derselben, sondern entspringt der richtigen Erkenntnis, daß ohne das Interesse der breiten Massen zu erwecken keine beachtenswerten Resultate erzielt werden können. In dieser Hinsicht muß sich also unsere Arbeit bewegen und erst dann können wir mit dem Erscheinen besonderer Talente rechnen. Denn Talente haben wir, daß beweisen die Namen Kostrzewski, Konopacka und Baran.

Eissegeln und Eislaufen auf einem Teich bei Neu Sandez.

DENKSPORT.





Unser Weihnachts-Pusselspiel: Bescherung.

Auflösung unseres Pusselspiels aus voriger Nummer.

Fragespiel.

II. Antworten zu den Bilderfragen.

A. Wir wollen es in Ihrem Interesse hoffen, denn dieses Bild ist auf dem Tausendmarkschein zu finden.
B. Es ist die Frauenkirche, das Wahrzeichen Münchens.
C. Es ist das Blindenabzeichen.
D. Vorsicht! Hochspannung!
E. Er befindet sich auf dem Brandenburger Tor in Berlin, das jeder wenigstens aus Abbildungen kennt.
F. Freie Fahrt.
G. Achtung, Vierradbremse!
H. Die Freiheitsgöttin (der 74 m. hohe Leuchtturm Newyorks) trägt diese Fackel in der erhobenen Hand.
J. Friedrich der Große.
K. Das Chamäleon — es vermag seine Farbe nach Bedarf zu ändern.
L. Auf Rafaels berühmten Bild „Sixtinische Madonna" in der Dresdener Gemäldegalerie.



(„Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

Widerwillig folgte Theodor Hoofft dem Schwimmer. Er glaubte nicht an diese Möglichkeit.

„Ich wette tausend gegen eins, daß es uns gestohlen worden ist — —, weil wir Deutsche sind. Man gönnt uns keinen Erfolg nur nicht! — Das ist die ganze Sache!"

Sie verwendeten den ganzen Vormittag auf Nachforschungen nach dem Verbleib des gemieteten Motorbootes. Allein alles war umsonst. Das Boot war nicht gesichtet und sein Auffinden nicht gemeldet worden. Es war und blieb für sie verschwunden, und die hohe Kautionssumme von 1000 Reichsmark damit verloren — —

„Was nun?" fragte Theodor Hoofft.

Fred Bronnen erwuchs ungekannte Mutlosigkeit bei den Mißhelligkeiten und der Enttäuschung, die Theodor Hoofft für ihn als Manager bot. Er schritt wortlos neben dem Vorsitzenden einher, als sie von der Hafenverwaltung zur Polizei und von dort zur Stadt in einem zufällig leer zurückfahrenden Mietauto eilten.

Was blieb übrig, als ein neues Motorboot mieten? — Allein sie fanden nicht, was sie suchten. Niemand wollte ihnen ein Boot für längere Zeit überlassen, und da Herr Hoofft zäh an den niedrigen Mietpreisen festhielt, kam es an keiner Stelle zum Erwerb eines neuen Bootes.

Fred Bronnen verließ endlich seinen Manager. Ihm lag das Feilschen nicht. Er fühlte sich höchst peinlich berührt und ließ Theodor Hoofft allein weiter auf die Suche gehen. Er selbst schritt in die Stadt Dünkirchen hinein und gelangte, ohne es zu wollen, an das erst nach dem Kriege erbaute feudale „Palace-Hotel".

Sekundenlang zögerte er vor dem einladenden Portal. Dann reizte es ihn unwiderstehlich.

Er trat erwartungsvoll durch die Rundtür des Portals. Allein nicht wie im Traum der letzten Nacht geschah ihm: niemand verneigte sich. Alles blieb steif und abwartend, leicht mißtrauisch, da er wenig elegant gekleidet erschien und nicht im Auto vor dem Portal des Hotels vorgefahren war, wie dies bei den illustren Gästen des Hauses die Regel war.

„Ich bin Fred Bronnen", rief er trotzig.

Da wandelte sich die Ablehnung zur Ueberraschung des Schwimmers in Höflichkeit. Der Portier zog die Mütze, die Boys eilten auf seinen Wink herbei.

„Ihr Gepäck, Monsieur Bronnen?"

„Wird folgen!"

„Darf ich bitten — —", forderte ihn der herbeieilende Geschäftsführer höflich auf.

Ein Fahrstuhl surrte. Klirrend hielt er an. Der Boy öffnete, zog die Kappe. Ueber rote Läufer schritt der Schwimmer an der Seite des höflichen Geschäftsführers zu einem Appartement mit Wohn- und Schlafzimmer und anstoßendem Badekabinett.

„Es ist alles bereit, Monsieur Bronnen — —"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Hoofft erwartete den Kanalschwimmer am Abend vergeblich in dem rauchigen Gasthause draußen im Dorf am Cap Gris Nez — —

6. Kapitel.

Am folgenden Morgen bekam Theodor Hoofft zwei Schreiben von der schwarzhaarigen Wirtin beim Frühstück ausgehändigt. Das eine mit dem Stempel Dunkerque kam aus dem nahen Dünkirchen, das andere aus Deutschland.

Dies legte er gleich beiseite, als er die Handschrift Gerda von Gagerns erkannte.

Der andere Brief war wichtiger. Er kam unzweifelhaft von Fred Bronnen, wenn er auch eine weibliche Handschrift trug.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kattowitzer Oper.



Heinrich Miller (Tenor) hat in „Madame Butterfly" und der „Jüdin" in der Kattowitzer polnischen Oper ein Gastspiel absolviert und wurde daraufhin engagiert.



oo Die lustige Welt oo

Kindliche Rache.

Ella und Gustav sitzen am Tisch über den Schularbeiten. Gustav paukt eifrig lateinische Vokabeln: Puella, das Mädchen — puella, das Mädchen — puella, das Mädchen ...

Ella (die das für Foppen hält): „Pu-Gustav, der Knabe — pu-Gustav, der Knabe — pu-Gustav, der Knabe." W. R.

Das Weihnachtsgeschenk.

Von

Hermann Lex.

(Nachdruck verboten.)

Herr Albert Schmidt, Beamter in Gruppe 8, Vater von zwei lieben Kindern, einem Jungen von acht und einem Mädchen von sechs Jahren, in seinem Berufe tüchtig, von den Vorgesetzten geachtet und bei den Beamtenkollegen beliebt, sagte vier Wochen vor Weihnachten zu seiner treuen, braven, mit ihm in der neunjährigen Ehe mit jedem Tage immer inniger verwachsenden Frau: „Liebe Frau! Du weißt, wie schwer und hart die Zeiten sind, die Kinder werden jeden Tag größer und stellen an unseren Geldbeutel stärkeren Anspruch. Wir lassen dieses Jahr das gegenseitige Beschenken zu Weihnachten. Wenn wir die Kinder beschenken, so kostet es gerade genug; das Geld können wir sparen für notwendigere Anschaffungen im Laufe des Jahres!"

Schwer war es Albert Schmidt geworden, so harte Worte zu seiner Frau sagen zu müssen; fast ängstlich erwartete er ihre Antwort. Die überraschte ihn, denn seine liebe, kleine, treue Frau sagte ruhig und mit süßer Stimme: „Da hast du sehr recht, lieber Mann, mit diesem Vorschlag. Ich wollte ihn dir schon längst gemacht haben, ich befürchtete bloß, daß er dich kränken würde. So ist es also gut, wir schenken uns nichts, die Kinder bekommen ihre Geschenke, das ersparte Geld tragen wir zur Sparkasse!"

Gerührt von so viel Liebe, Güte und Verstehen, gab Albert Schmidt seiner Frau einen süßen Kuß.

Die Wochen gingen hin. Nur noch einige Tage trennten von dem frohen Feste.

Wie Albert Schmidt abends durch die von kauflustigen Menschen erfüllten Straßen schlenderte, die im Lichterschein gleißenden Schaufensterauslagen musterte, die Freude auf den Gesichtern der Geschenke Kaufenden sah, da kam ein recht bitteres Gefühl über ihn. An seine liebe, kleine Frau mußte er denken. Alle Welt hatte zu Weihnachten ihre Freude, seine Frau hatte eine solche Aufmerksamkeit auch gewiß verdient, und nun hatten sie ausgemacht, daß er ihr nichts schenken dürfe. Nein, das war hart; seine brave, tapfere Frau mußte, wenn er so mit leeren Händen ihr unter dem Lichterbaum entgegentrat, sich als die unglücklichste aller Frauen fühlen. Das hatte sie nicht verdient. Und wenn er ihr jetzt zu Weihnachten nichts schenkte, in der übrigen Zeit des Jahres blieb dann gewiß kein Geld, ihr ein Kleid oder ein Schmuckstück zu kaufen.

Aber sie hatten nun einmal vereinbart, nichts zu schenken.

Als es am Heiligen Abend früh dunkelte, ging Albert Schmidt nochmals in die Stadt, seine Frau schmückte schon den Weihnachtsbaum. Da hielt es ihn nicht länger.

Vor einem Goldwarengeschäft stand er. Wie es in dem Fenster strahlte und flimmerte. Vereinbarung hin, Vereinbarung her, wenn die Liebe spricht, hat der rechnende Verstand zu schweigen. Seine Frau würde ihm den Bruch der Vereinbarung verzeihen, er tat es ja ihr zuliebe.

Einen schlicht, aber geschmackvoll gearbeiteten Ring mit sprühendem Diamant erstand Albert Schmidt, steckte das kleine Etui mit dem Ring in die innere Rocktasche und eilte frohen Herzens nach Hause.

Dort angekommen, machte ihm seine Frau die Mitteilung, alles sei zur Bescherung der Kinder bereit. In ihren Augen stand der Widerschein gesegneten Familienglücks.

Die Kinder jubelten über die Geschenke, und der Duft des strahlenden Christbaums erfüllte das Zimmer.

Albert Schmidt griff mit der Hand nach der inneren Rocktasche und wollte seiner Frau sagen, daß sie ihm verzeihen...

Da lehnte sie ihr kleines Köpfchen an seine breite Brust, schmeichelnd wie einst.

Bittend klang ihre Stimme.

„Lieber Mann, verzeih' mir, daß ich das Versprechen, dir nichts zu schenken, gebrochen habe. Aber ich konnte nicht anders, dich, der du so gut zu uns bist, als einzigen Mann und Vater zu Weihnachten auf Erden unbeschenkt zu lassen, und da habe ich dir von durch günstige Einkäufe erspartem Geld dieses Schreibzeug gekauft. Verzeih' mir!"

Albert Schmidt zog mit beiden Händen seine liebe Frau an seine Brust. „Du Gute, du Süße, ich verzeihe dir gern, aber du mußt es mir auch. Ich konnte dich als einzige Frau an Weihnachten doch nicht unbeschenkt lassen, und da habe ich dir diesen Ring gekauft."

Er streifte den Ring an ihren Finger, einen heißen Kuß auf die kleinen, von der Arbeit gezeichneten Hände pressend.

Da war es Glückes genug...



Der Dünne und der Dicke.

Der Dünne: „Sagen Sie bloß, was tun Sie denn, daß Sie so dick werden?" —

Der Dicke: „Ich tu' überhaupt nichts!"

In der Hitze des Gefechts.

Sie krochen zu zweit unter dem Auto umher.

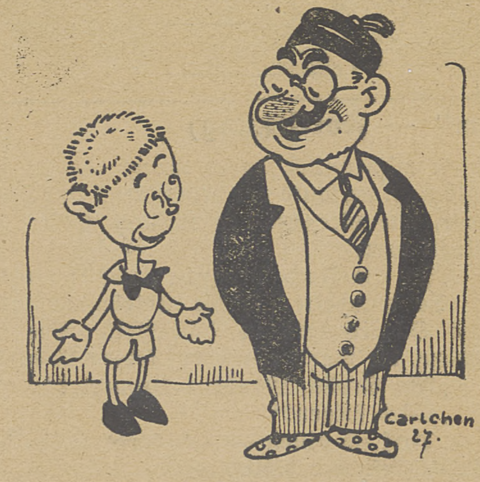
„So", sagte der eine, „jetzt habe ich jedenfalls den Zylinder geölt."

„Hat sich was von wegen — prffpff — Zylinder — prffpff —, das war meine — prffpff— Nase!" fh.

Er ist anständig.

„Was, Sie wollen Ihr Gehalt im voraus haben? Und wenn Sie nun morgen sterben?"

„Ach, Herr Direktor, ich bin ein anständiger Mensch, so was tu' ich nicht!" W. R.



Das Weihnachtsgeschenk.

Vater: „Hör' mal, Hänschen, der Klapperstorch besucht uns nächstens und bringt dir gleich ein schönes Weihnachtsgeschenk mit. Möchtest du lieber ein Brüderchen oder ein Schwesterchen? Dann spreche ich mit Mama!"

Hänschen: „Wenn's dem Klapperstorch und dir auch gleich ist, und wenn's Mama keine Umstände weiter macht, möchte ich doch lieber ein Schaukelpferd!"

Ein Vielfraß.

„Ich begreife gar nicht, wie man sich nur immer wieder über die teuren Fleischpreise beklagen kann. Ich und meine Familie sind dreizehn Personen und kommen täglich mit zwei Pfund Fleisch glänzend aus! Meine Frau mag keins, die zehn Kinder kriegen keins, und das Dienstmädchen braucht keins — da langt's für mich immer aus!" W. R.

Die Verteidigungsrede.

Nachdem der Rechtsanwalt gesprochen hatte, nahte sich ihm Schnull: „Herzlichen Dank, durch Ihr Plädoyer werde ich meine Sache gewinnen!"

„Wieso?" meinte der Advokat. „Ich bin doch der Vertreter Ihres Gegners!"

„Eben deswegen", meinte Schnull. K. M.

Jugend.

(Nachdruck verboten.)

Was bin ich?

Der Lehrer erzählt seinen Schülern, was er alles gelernt hat. Und was er demnach alles ist: Schlosser, Schreiner, Zeichner, Buchführer usw. Der Maxl in der letzten Bank paßt nicht auf und unterhält sich mit seinem Nachbar. Der Lehrer ruft ihn daher auf.

„Maxl, was bin ich?"

Der Maxl weiß natürlich nicht, von was der Lehrer gesprochen hat. Ein anderer Schüler sagt dem Maxl daher ein: „Maxl, sag', daß er ein Kamel is!"

Der Lehrer merkt, daß man dem Maxl einsagt, und er schreit daher in das Klassenzimmer:

„Nichts einsagen! Er muß selbst darauf kommen!"

*

Kurzsichtig.

Karl steht auf der Mainbrücke und schaut träumerisch in die Fluten des Mains. Da kommt sein Freund Alex.

„Du, Alex, schau einmal, wie heute der Rhein so trüb ist."

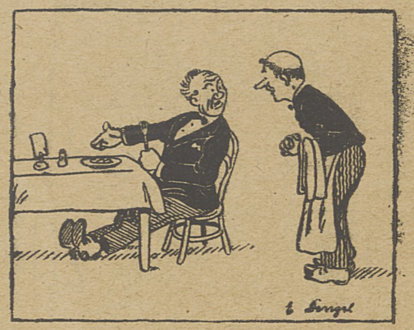
„Aber das ist doch der Main!"

„Da siehst' es wieder, wie kurzsichtig ich schon bin!"

*

Das Hauptbuch.

Karl und Alex leisten Akkordarbeit. Jedesmal, wenn sie eine Last voll Ziegelsteine zum dritten Stockwerk hinaufgetragen haben und unten wieder angekommen sind, zeichnen sie einen Strich in den Sandhaufen. Als sie wieder einmal am dritten Stockwerk angelangt sind, sieht Alex zufällig hinunter und bemerkt, wie ein Hund eben mit den Hinterpfoten im Sandhaufen wühlte, um etwas zuzudecken. Da schreit Alex erregt seinem Arbeitskollegen zu: „Du, Karl, schau einmal 'nunter, der Hund radiert in unserem Hauptbuch." K. P.



Im Gasthaus.

„Sagen Sie mal, Ober, ist das hier Apfelkompott oder Rumpudding?"

„Kann der Herr das denn nicht schmecken?"

„Nee!"

„Na, dann kann Ihnen das ja auch egal sein!"

Aus einem Schaufenster.

Sinniges Hochzeitsgeschenk: Miltons „Verlorenes Paradies". fh.

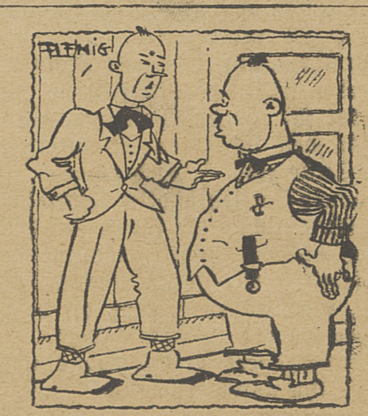
Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Soeben ist ein Schwesterchen angekommen.

Lilli kommt an das Bett der Mama: „Mutti, kriege ich jetzt eine neue Puppe?"

„Aber deine alte ist doch noch gar nicht kaputt!"

„Ich bin doch auch nicht kaputt und doch hast du dir schon wieder ein Kind angeschafft ..." fh.



Reiten und Charleston.

„Was hast du aber bloß für krumme Beine bekommen, Herbert?"

„Ja, sieh mal, Onkel, früher bekam man krumme Beine vom Reiten, und jetzt vom Charlestontanzen."

Buben und Mädel im Winterkleid



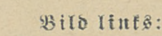


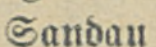
Bild links: Sportjacke und Mütze aus weichem Wollflausch Schwarz

Bild rechts: Gibt es etwas Schöneres als einen richtigen Skianzug, wie ihn die „Großen" tragen? Schwarz





Bild unten: Knabenmantel aus weichem gemustertem Ulsterstoff; der Kragen kann aufgeschlagen werden Sandau









Hellgrünes Samtkittelchen mit einfacher bunter Stickerei, ein ebenso praktisches wie reizendes Kinderkleid Schwarz

Bild links: Mäntelchen für Vierjährige mit Pelzverzierung an Kragen und Taschen Sandau

Bild rechts: Braun-beige gemustertes Wollkleidchen, vorn geknöpft. Der Rock hat vorn eingelegte breite Falten Sandau



Silbenrätsel

Aus den Silben: a—ak—an—che—co—dam—de—de—den—den—den—di—dis—e—e—e—e—ef—ef—es—fa—feu—ge—ge—ho—hut—in—ja—ka—kaf—kalb—ke—kor—land—lär—lau—lei—li—lo—mer—mi—mo—na—na—na—nach—ne—ni—nim—o—pir—po—pow—ra—re—reh—ri—rinth—sa—sal—san—san—satt—si—si—sig—sin—ta—tan—tan—te—te—tief—u—un—us—vam—vi—war—ze sind 29 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen mephistophelischen Ausspruch ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Gewinnanteil, 2. immergrüne Pflanze, 3. Wassernymphen, 4. Oper von d'Albert, 5. russ. Pianistin, 6. altes Gewicht, 7. Wildhuhn, 8. Paradies, 9. Nadelbaum, 10. russ. Kochgefäß, 11. Gestalt aus „Hamlet", 12. karpfenartiger Fisch, 13. Ehrengeleit, 14. junges Wild, 15. Verwandte, 16. engl. Staatsmann des 19. Jhrhds., 17. Stammvater, 18. chem. Säure, 19. blutsaugendes Gespenst, 20. Blasinstrument, 21. Speisewürze, 22. Stadt in der Schweiz, 23. türk. Kleidungsstück, 24. deutsch. Maler (†), 25. Jubelruf, 26. Wandbrett, 27. Teil des Heereszuges, 28. Vielfraß, 29. Hausdienerschaft. K—e.

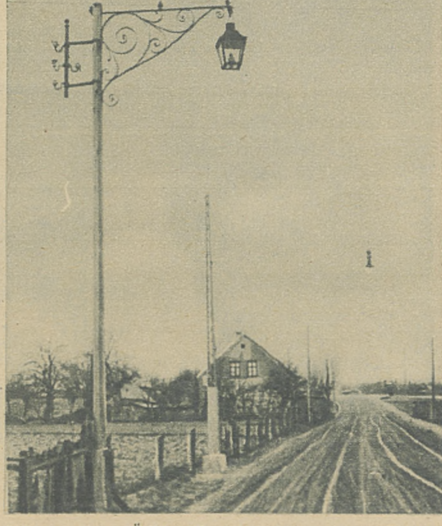
Besuchskartenrätsel

E. Dann
Remscheid

Welchen Beruf hat dieser Herr? Ht.

Die geheimnisvollen Zwei

Mit Doppel-t am Schlusse klingt's lieblich und so traut.
Mit Doppel-l schafft's Buße — aufs Glück wird da gebaut.
Der Anfang beider Wörter tut dir beim Raten kund,
Das jedesmal zwei Wesen gehören zu dem Bund. R. G.



Eine alte Ölstraßenlaterne der Stadt Landsberg a. W., die bislang noch als Überbleibsel aus vergangenen Tagen zwischen modernen Gaslaternen hing und jetzt eingeholt wurde

Zahlenrätsel

1 9 14 12 4 13 9	Warenanpreisung
2 10 11 12 5 9	Wagnersche Frauengestalt
3 4 10 10 9 15 1	französischer Jäger
4 1 2 11 8	berühmter griech. Sänger
1 11 13 4 8 11 6	russ. Herrschergeschlecht
5 2 4 5 9 13	Schmuck
6 9 2 3 10 9 12	deutscher Fluß
4 3 10 9 12	menschlicher Körperteil
7 12 11 1 2 4	Lobgesang
8 9 12 10 11 8	englischer Nationalheld
9 13 5 9 8	berühmter Kreuzer i. Weltkrieg
1 2 9 10 9 8 10 3 12 4 8 7 9	Reptil

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines bekannten Komponisten, die dritten Buchstaben, ebenso gelesen, den Namen seiner Frau und einer seiner Töchter; „ch" gilt als ein Buchstabe. F. W.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Kd5—d6; 1. Ke3—f4. 2. Dd1—b3; 2. Kf4—f5. 3. Db3—f7 und setzt matt.

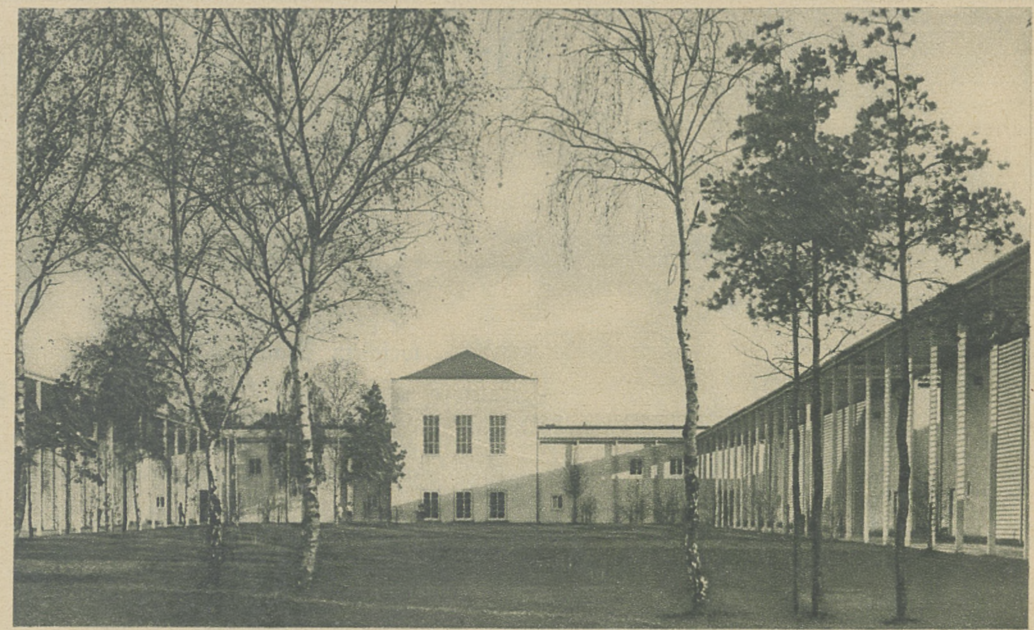
Silbenrätsel: 1. Energie, 2. Natal, 3. Taberne, 4. Willi, 5. Ingrid, 6. Schalmei, 7. Trauung, 8. Emigrant, 9. Wanne, 10. Oktav, 11. Rahe, 12. Thermometer, 13. Eremit, 14. Singer, 15. Ida, 16. Niveau, 17. Diamant, 18. Biene: Entwischte Worte sind beleidigte Vertraute (Schiller: Don Carlos).

Zeitenwandel: Atlas.

Ein bekannter Spruch: **Kapernaum, Untergang, Nordstern, Steingut, Torgau, Bernina, Rhodesia, Insertion**: „Kunst bringt Gunst".

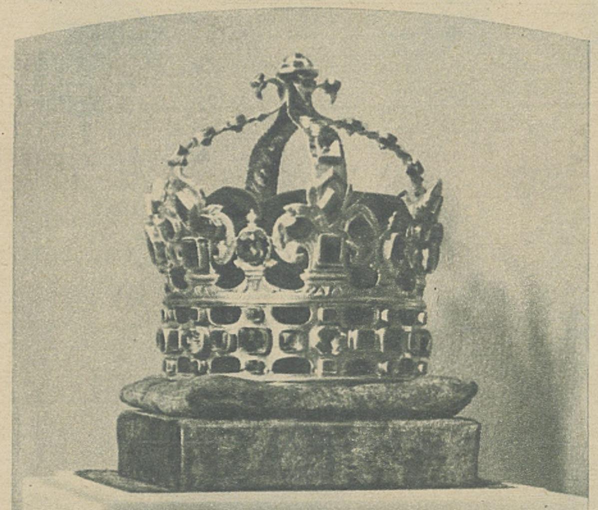






In Klotzsche bei Dresden wurde vor kurzem die Sächsische Landesschule eröffnet, die aus der alten Kadettenanstalt hervorgegangen ist. Blick auf den großen Hof des Neubaus der Landesschule, rechts und links Wohngebäude für Lehrer und Schüler, in der Mitte Festsaal und Wirtschaftsgebäude Photothek

← Bild links: Ein eigenartiges Malerheim in einer neuen Kolonie Berliner Künstler in der Nähe von Saarow, östlich Berlin Photothek



Ein interessanter Fund wurde bei Aufräumungsarbeiten im Historischen Museum zu Dresden gemacht: Die langverschollene polnische Königskrone August des Starken, der gleichzeitig Kurfürst von Sachsen und König von Polen war Casper, Dresden



In der Baumannshöhle, der großen Tropfsteinhöhle in Rübeland am Harz, wurde der Tag, an dem vor 150 Jahren Goethe diese wunderbare Schöpfung der Natur besichtigte, durch eine große festliche Veranstaltung gefeiert Martinek



Von der Uraufführung des Schauspiels „Katte" des diesjährigen Schillerpreisträgers Burte im Berliner Wallnertheater (Großdeutsche Theater-Gemeinschaft). — Katte und Prinzessin Wilhelmine Globophot



In Köln wurde gleichzeitig wie auch in Frankfurt, Breslau und Hannover das Schauspiel „Die fröhlichen drei Könige" von Heinz Steguweit zur Uraufführung gebracht Matthäus

W-AK Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hanns Kuhlmann, Berlin-Schlachtensee 1927—51

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.